

**Was der kleine Heini Will
vom Weltkrieg sah
und hörte**

**Geschichten und Stimmungen
aus großer Zeit**

**Herausgegeben von
Ernst Lorenzen**

**Mit Bildern von
E. Mickelait**

2. Auflage



**Verlag der Dürr'schen Buchhandlung
Leipzig 1917**



Vorwort.

Das Kapitel: Wie Heinis Onkel das Eiserne Kreuz bekam wurde mit gütiger Erlaubnis der Schriftleitung aus der in Berlin erscheinenden Pädagogischen Zeitung entnommen. Der Brief aus Rußland entstammt der Feder meines lieben Freundes Gustav Meyer-Kiel. Mein herzlicher Dank gebührt ihnen.

Ernst Lorenzen-Sagen.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Gibt's Krieg?	1
2. Krieg, Krieg!	5
3. Der Landsturm rückt ab	9
4. Alle sind fort	12
5. Großer Sieg	14
6. Auf dem Bahnhof	17
7. Zwei Tüge	21
8. Liebesgaben	24
9. Der Supftag	27
10. Soldatenspiele	30
11. Vom Jugendbataillon	35
12. Einquartierung	37
13. Kaisers Geburtstag im Kriege	41
14. Der Fliegerpfeil	44
15. Ein Feldpostbrief an den Lehrer	47
16. Soldatenbegräbnis	51
17. Der Vater ist auch fort	53
18. Kriegsweihnachten	56
19. Der erste Schnee	60
20. Gefangene Franzosen	64
21. Verdun gefallen?	68
22. Auf der Flucht	72
23. Was ein Verwundeter erzählt	76
24. K-Brot	80
25. Wie Heinis Onkel das Eiserne Kreuz bekam	82
26. Ein Brief aus Rußland	88
27. Wenn sie wiederkommen	102



Gibt's Krieg?

Heini Will ist von seiner Mutter ausgeschickt. Er soll Brot holen. Und schnell soll er machen; denn sie wollen Kaffee trinken. Heini springt die Treppen hernieder. Als er dann aber auf der Straße ist, da bleibt er einen Augenblick stehen, pfeift und steckt die Hände in die Tasche. Soll er links die Körnerstraße hinuntergehen zu Bäcker Lüddens? Den goldenen Kringel über der Tür kann er schon deutlich sehen. Ach was, er will lieber rechts abbiegen und eben um die Ecke zu Bäcker Kramberg laufen. Da kriegt er ja immer einen Zwieback zu. Er läuft los.

Und als gerade ein Depeschbote da auf der Straße fährt mit seinem gelben Rad, da läuft er neben ihm her und will doch sehen, ob er nicht mit ihm kommen kann. Der sieht's und lacht und tritt ein bißchen langsamer,

und wenn Heini dann bei ihm ist, dann wirft er sich weit vornüber und tritt ein paarmal ordentlich zu und ist ihm wieder voraus. Dann aber springt er ab, hier gerade an dem Haus, wo die „Hagener Zeitung“ gedruckt wird, stellt sein Rad an den Kantstein und geht mit seiner roten Tasche ins Haus hinein. Heini kann ihn gerade noch sehen. Als Heini nun beim Bäcker ist, muß er noch etwas warten. Endlich hat er sein Brot unterm Arm und knabbert an seinem Zwieback und kommt wieder an der Druckerei vorbei. Da sieht er dort auf einmal viele Leute, die wollen gewiß die Bilder sehen, die dort im Schaufenster ausgelegt sind: den Kaiser auf der Hohenzollern, ein Wettsegeln auf der Kieler Förde, und wer weiß, was alles. Aber nein, sie drängen sich so und gucken alle nach einem weißen Zettel, der dort hängt. Mit Blautift ist etwas drauf geschrieben. Und wenn die Leute das gelesen haben, gehen sie und sehen alle so ernst aus. Ob wohl wieder ein Grubenunglück gewesen ist, ob ein Schiff unterging? Heini hört, wie ein Mann zu einem andern sagt: Passen Sie auf, das gibt eine böse Geschichte! Heini hätte auch gern gewußt, was da eigentlich los war. Er stellt sich auf die Zehenspitzen, kann aber nicht über die großen Männer sehen. Er versucht, zwischen Ihnen durchzukriechen. Ja, wenn er das lange Brot nicht gehabt hätte. Aber nun hat er bloß eine Hand frei, und sie schubsen ihn immer wieder zurück. Er geht auf die andere Seite des Bürgersteigs und stellt sich dort in die Tür eines Zigarrenladens. Aber da sieht er nur die großen blauen Buchstaben, kann aber nichts lesen. Endlich kommt ein Mann von drüben und geht hier in den Laden. Onkel, was ist eigentlich passiert? fragt Heini. Ja, Junge, sagt der Mann, der österreichische Kronprinz und seine Gemahlin sind ermordet. Und dann geht der Mann in den Laden und kauft sich Zigarren. Heini rennt nach Hause. Er kann kaum noch Luft kriegen, als er die Treppe hinauf soll. Und dann ruft er seiner Mutter zu: der Kronprinz von Österreich ist ermordet und seine Frau auch. Die Mutter kriegt ordentlich einen Schreck. Sie will es erst gar nicht glauben. Aber Heini erzählt von dem Telegramm dort an der Druckerei und von all den Leuten, die dort standen. Und die Mutter läuft dann zur Nachbarin: Haben Sie's schon gehört? Und sie erzählt alles, was sie weiß. Als sie dann aber bei Heini am Kaffee-

tisch sitzt, sagt sie: Ich weiß nicht, mir schmeckt's heute nicht. Es ist zu gräßlich — die armen Leute.

Die Küchentür ist angelehnt. Sie können hindurchblicken in die Stube. Dort sind die Fenster nach der Straße hin geöffnet. Sie hören von draußen ein Rufen. Heini eilt ans Fenster: Extrablatt — der österreichische Thronfolger ermordet — so ruft ein Junge. Und aus allen Türen kommen die Leute und reißen ihm die Blätter nur so aus der Hand. Und die feinen Damen und Herren, die dort spazieren gehen, alle wollen sie das Blatt. Auch Schuster Müller, der bei Heini im Hause wohnt, steht dort mit seinem Schurzfell und aufgekräpften Ärmeln und hält das Blatt weit von sich und liest. Und als er drinnen ist, hat er im Augenblick die ganze Werkstube voll von Leuten, die dort im Hause wohnen. Und er muß wieder laut lesen:

Wien, 28. Juni. Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin, die Herzogin von Hohenberg, wurden heute in Sarajewo von einem Serben ermordet.



Verdammtes Mörderpack, sagt der Schuster und ballt die Faust. Vor ein paar Jahren haben sie erst ihren eigenen König ermordet und dessen Frau auch und nun fangen sie in Österreich auch an. Man sollt die ganzen

Mausi- und Raßfallenkerls aufhängen. Leid kann's einem ja nur tun um den alten Kaiser Franz Josef. Der könnt doch jetzt zuviel davon kriegen: sein Sohn Rudolf, die Kaiserin Elisabeth — beide tot. Und kaum ist Gras drüber gewachsen, da kommt nun dies. — Da meinen denn auch alle Frauen: Ach Gott, ja, der alte Mann, was sollte er doch bloß dazu sagen! Und es dauert lange, bis sie alle wieder nach oben gehen.

Abends kommt der Vater. Heini läuft ihm schon an der Tür entgegen: Weißt du's schon, Vater? Ja, mein Junge, das vom österreichischen Kronprinzen, nicht?

Einer hat uns in der Werkstatt ein Extrablatt vorgelesen. Und dann meinte er: Nun gibt's Krieg.

Krieg? Warum denn?

Ja, Österreich wird sich das doch nicht gefallen lassen. Und wenn es dann mit den Serben Krieg anfängt, dann wird der Russe wohl Serbien beistehen. Der ist ja bange, daß Österreich Serbien in'n Sack steckt und sagt: das gehört mir. Und dann kommt Deutschland und hilft Österreich. Und die Franzosen helfen wieder den Russen, vielleicht auch die Engländer. Da sind dann die Puppen am Tanzen, und der Weltkrieg ist da.

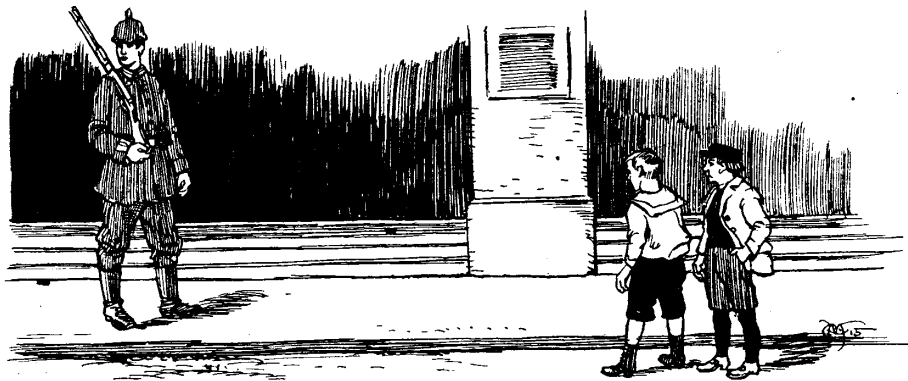
Ach nein, Mann, mach uns doch nicht bange, sagte die Mutter.

Ja, wir wollen das Beste hoffen, meinte Vater. Aber man kann nicht wissen.

Mußt du denn auch noch mit, Vater? Nein, meinte der, ich bin ja schon im Landsturm. Aber wer weiß, wie's alles noch kommen mag.

Krieg, Krieg!

Heini hatte es fast schon wieder vergessen, daß der Kronprinz von Österreich ermordet war. Er hatte ja auch an andere Sachen zu denken. Die Mutter wollte endlich wieder einmal eine Reise nach Schleswig-Holstein machen und ihre Eltern dort besuchen. Und Heini und Ida, seine Schwester, sollten mit. Jeden Tag sprachen sie schon von ihrer Reise. Die Großeltern wohnten dicht an der Ostsee, ganz nahe am Strande. Da wollten sie sich Buden im Sande machen, wollten baden und Muscheln sammeln und Seeesterne suchen und alles mitbringen und den Kindern hier zeigen, die kannten so was ja nicht. Und dann die weite Reise — einen ganzen Tag lang mußten sie fahren, erst mit der Bahn und zuletzt mit einem richtigen Dampfschiff. Heini hatte erst gar nicht recht an die Reise glauben wollen; denn die Mutter hatte nun schon drei Jahre lang davon gesprochen, und immer war nichts draus geworden. Aber jetzt ging's sicher los: Vater und Heini hatten ja selbst die Karten zum Kieler Ferienzug geholt, hatten auch drei Plätze drin bestellt. Wenn jetzt doch bloß erst die Ferien wären! Doch war es auch wieder gut, daß es bis dahin noch acht Tage dauerte. Heini hatte ja noch so viel zu tun: er wollte den Großeltern doch etwas mitbringen, und das wollte er nicht einfach kaufen, das wollte er selbst machen. In der Schnitzelstunde machte er für Großmutter eine Fußbank und für Großvater einen Tabakskasten, fein aus gebeiztem Eichenholz. Und auch die Mutter hatte beide Hände voll Arbeit, bügelte das Sommerzeug, stichelte und flickte jeden Abend bis in die späte Nacht. Ja, jeden Tag sprachen sie von ihrer Reise, und immer wieder zählten die Kinder, wieviel mal sie noch schlafen gingen, bis es so weit war. Der Vater saß dabei und sagte nichts, lachte auch nicht dazu — er wollte ja auch hier bleiben. Die Mutter aber sagte eines Abends: Ich weiß nicht, mir ist's immer, als wenn nichts aus unserer Reise würde. Und ich bin doch nicht in drei Jahren in der Heimat gewesen.



Eines Tages hatte Heini seine Sachen mitgebracht aus der Schnitzelschule und hatte sie den Eltern gezeigt. Der Vater hatte alles genau gesehen und befühlt und hatte gesagt: das hast du schon ganz gut gemacht. Ich glaube, die Großeltern werden sich freuen. Und Heini war ganz stolz ins Bett gegangen. Da — mitten in der Nacht hörte er draußen ein lautes Singen und Rufen. Er rieb sich die Augen und setzte sich auf. Richtig, jetzt hörte er's ganz laut: Deutschland über alles. Nicht so, als wenn's zwei oder drei singen, nein so, als wenn's eine ganze Schule sänge, ja, noch lauter. Er sprang aus dem Bett und schob die Gardinen vom Fenster. Da sah er denn unten auf der Straße ganz viele Männer, junge und alte, auch Schüler mit bunten Mützen, Straße, Bürgersteige, alles voll. Und voraus ging einer mit der Fahne. Und alle hatten sich untergehakt, und alle sangen. Und merkwürdig: der Schutzmann, der drüben am Hause stand, sagte nichts, nein, er ging auch mit. Heini wußte nicht, was los war. Und die Eltern wollte er auch nicht stören. Erst am andern Morgen fragte er den Vater danach. Da sagte der: Ja, ich hab's auch gehört. Die Leute sprechen noch immer vom Krieg. Vielleicht haben sie darum einen Zug gemacht und wollen zeigen, daß sie nicht hange sind. Und in der Schule hat Heini dann nachher gehört, daß sie alle nach dem Neumarkt gezogen

sind, wo das Kriegerdenkmal steht. Da hat einer eine Rede gehalten und alle haben dreimal Hurra gerufen, und der Zug hat sich aufgelöst.

Von jetzt an ward fast an jedem Abend gesungen. Als Heini dann aber eines Mittags aus der Schule kam und am Bahnhof vorbeiging, da stand dort ein Soldat, das Gewehr geschultert, den Säbel an der Seite. Und er ging dort immer auf und ab. Wo kam denn der auf einmal her? Wir hatten hier ja sonst gar keine Soldaten. Er fragte seinen Vater nachher. Der arbeitete ja im Maschinenschuppen hinterm Bahnhof und mußte das ja wissen. Es sind heute 50 Soldaten aus Münster gekommen, sagte er. Überall! stehen sie, auf den Bahnsteigen, in der Halle, zwischen den Geleisen.

Können wir denn auch reisen? fragte die Mutter.

Natürlich. Ich bin heute noch am Schalter gewesen. Der Beamte hat mir sofort gesagt, daß die Serienzüge fahren.

Und dann hingen eines Tages an allen Straßenecken weiße Zettel. Mobilmachung stand darauf in fingerlangen Buchstaben. Und überall standen Männer davor und lasen.

Und einer fragte den andern: Wann mußt du weg? Und dann kamen sie, Tag für Tag. Jeder trug in der Hand die braune Pappschachtel. Und sie gingen in Reih und Glied, eine Reihe hinter der andern. Und sie sangen: Ich hatt' einen Kameraden und dann: Deutschland über alles. Und



auf den Bürgersteigen standen die Frauen, Männer und Kinder. Und Schutzleute drängten sie zurück, um die Straße frei zu halten. Hörte man aber das Klappen der Stiefel auf dem Pflaster, hörte man den Gesang, da ließen sich die Leute nicht halten, da drängten sie sich an die Marschierenden heran. Da drückte man noch schnell mal dem oder dem andern die Hand und rief ihm ein: Wiedersehen! zu. Noch ein Handschwenken — weiter.

Heini war den ganzen Tag auf der Straße. Er stand dabei, wie eine alte Frau sich mitten aus all den Zuschauern hervordrängte und in die Reihen der Marschierenden drängte. Er hörte es, wie sie: Frih! Frih! schrie und dann einem jungen Mann um den Hals fiel. Und der schämte sich Nicht, strich ihr mit der Hand über den Rücken und sprach leise mit ihr. Heini konnt's nicht verstehen, was er sagte: Mutter, ich komme wieder, wird er wohl gesagt haben. Und: wein man nicht. Und die Frau kam zurück und weinte nicht.

Als Heini dann wieder im Hause war, sagte der Vater: Es tut mir leid, ich muß euch die Ferienfreude verderben: der Ferienzug fährt nicht.

Die Mutter meinte: Ach, wer denkt denn nun an Reisen! Leid können einem ja nur die Kinder tun.

Ach, sagte Heini, ich bleibe jetzt auch ebenso gern hier. Wir haben ja Ferien, da kann ich ja jeden Tag Soldaten sehen. Und wer weiß, ob in Schleswig-Holstein überhaupt Krieg ist.

Ja, Junge, meinte der Vater, sperr jetzt nur Augen und Ohren auf, was du jetzt siehst, das ist fürs ganze Leben.

Der Landsturm rückt ab.

Unser Nachbar Müller, der Schuster, ist Landstürmer. Heute ist er eingekleidet. Und mit ihm noch tausend andere Hagener Bürger, ein ganzes Bataillon. Als er wegging, hatte er schon Abschied von Frau und Kindern genommen. Und doch kam er mittags wieder. Heini kam gerade aus der Stadt. 'n Tag, Heini, sagte da ein Soldat zu ihm. Heini guckte ihn an, sah die kurze feldgraue Jacke, Säbel und Gewehr, den Rucksack, den hohen schwarzen Tschako mit dem eisernen Kreuz — ja, sind Sie's denn, Herr Müller? Ja, lachte der, eben sind wir eingekleidet. Aber man hat uns wieder nach Hause geschickt. Um vier Uhr sollen wir wieder antreten. Und als sie dann im Hause waren, da kam Müllers Frau, da kamen seine drei Kinder und freuten sich, daß der Vater noch einmal wiederkam. Und als Müller nun auf seinem Schusterbock saß und die Pfeife rauchte, da bat Heini ihn, er möchte ihm doch einmal sein Gewehr zeigen. Und Herr Müller klappte es auf und schlug es zu und sicherte es. Und dann sprang er auf und präsentierte das Gewehr. Und als er's weggestellt hatte, bat Heini ihn, daß er ihm auch einmal das Seitengewehr zeige. Da tat er das auch und zeigte den Kindern, wie er mit der einen Seite sägen konnte und wie man es aufpflanzte und ein Bajonett draus machte. Da schrien die kleinen Kinder und liefen weg. Heini aber lachte, es war ja bloß Spaß.

Als Heini dann später beim Essen saß und drauflos löffelte, da sagte die Mutter: Heute geht's ja wie geschmiert. Das tun ja wohl die Soldaten. Und gleich drauf war Heini auch schon wieder unten und sah zu, wie Herr Müller seinen Rucksack packte: Speck und Wurst, Wachszeug und Puckpomade, Nähzeug und Seife, und weiß Gott, was er alles drin verstaute. Und dann nahm Müller noch einmal Abschied von seiner Familie und sagte: Ich glaube, daß ich heute abend auch noch wiederkomme. Heini ging mit ihm und trug ihm das Gewehr. Und Heini war stolz und hielt sich stramm wie ein Soldat und guckte sich auch manchmal um, ob die andern Jungen ihn auch sahen.



Als sie nun auf den Marktplatz kamen, waren dort schon viele Landstürmer. Und Herr Müller nahm sein Gewehr und stellte sich bei den andern in die Reihe.

Nach einem Augenblick kam der Major. Stillgestanden! Augen rechts! hieß es da. Die Offiziere traten vor und meldeten ihren Zug. Und dann mußten sie alle rechts schwenken und zu vieren abmarschieren. Ging es richtig fort? Nein, nicht zum Bahnhof, hinaus aus der Stadt. Alle Jungen hinterher. Und was die Soldaten sangen, sie sangen es mit. Und draußen vor der Stadt, auf dem großen Spielplatz, dort ward Halt gemacht. Jede Kompagnie nahm eine Ecke ein. Die Unteroffiziere prahlten: die Gewehre klappten. Die Soldaten dort warfen die Beine. Drüben mußten sie laufen. Hier hieß es: Sprung auf! Vorwärts! Nieder! Und die Leute und Jungen standen dabei und wunderten sich, daß diese alten Soldaten das alles noch so gut konnten und noch gar nichts vergessen hatten. Und dann marschierten alle mit Gesang nach Hause. Und jeder konnte noch eine Nacht bei seiner Familie sein.

So ging's auch noch mehrere Tage. Morgens und nachmittags mußte der Landsturm antreten, abends ward er wieder nach Hause geschickt. Bis endlich Herr Müller eines Mittags nach Hause kam: heute nachmittag geht's

los. Um vier Uhr Antreten auf dem Schulplatz an der Bergstraße. Dann Abmarsch zum Bahnhof. Wieder sah seine Frau noch einmal nach, ob er alles hatte: Feldpostkarten, Briefbogen, Tagebuch und all die andern Sachen. Nochmals ward im ganzen Hause Abschied genommen. Und dann gingen Mutter und Kinder mit zum Schulplatz.

Die ganze Stadt war auf den Beinen. Frauen, Männer und Kinder, alle eilten zum Schulplatz, und zwischen ihnen die Soldaten. Polizisten standen an der Schulporte und paßten auf, daß nur Soldaten hindurchgingen. Jede Kompagnie stand an einer Seite des Platzes. In der Mitte war ein viereckiger freier Platz. Dort hielt der Major zu Pferde. Und neben ihm standen Oberbürgermeister und alle Stadtvertreter. Und dann ward gesungen: Ein feste Burg ist unser Gott. Und dann sprach der Major. Heini hörte nur den kurzen, scharfen Klang der Worte, so, als wenn sie abgebissen würden. Und dann sprach der Oberbürgermeister. Und wieder ward gesungen: Heil dir im Siegerkranz. Und dann kam ein Hurra nach dem andern. So ging's wohl eine Stunde hindurch.

Endlich stellt sich die städtische Musikkapelle an die Spitze des Zuges. Der Kapellmeister hebt den Stab: Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus klingl's, und alle Soldaten singen mit. So geht's durch die lange Bahnhofstraße: Singen und Musik und dazwischen das taktfeste Klappen der Stiefelnägel auf dem Pflaster. Und alle Frauen, Männer, Mädchen, alle neben den Soldaten. Der eine kennt den, der andere einen andern. Und dann beim Bahnhof noch einmal ein Hurrarufen, ein Schwenken der Tschakos, ein Winken der Taschentücher, — und verschwunden ist der lange Zug in der Halle. —

Sie sind fort, unsere Soldaten. Weiß niemand wohin? Doch, die Soldaten haben's uns unterwegs gesagt, es geht nach Belgien. Vorläufig zur Bahnbewachung. Und wohin von dort? Wer kann's wissen.

Langsam gehen die Leute nach Hause. Mancher still, mit zugekniffenem Munde. Komm, Kind, sagt eine Frau, unser Vater ist fort. Wer weiß, ob wir ihn wiedersehn!

Alle sind fort.

Am andern Tag geht Heini in die Schule. Als sie nachher in der Klasse sind, steht dort ein Fräulein. Euer Lehrer ist mit in den Krieg, sagt sie. Nun will ich bei euch bleiben, bis er wiederkommt. Heini geht mittags in Merkmanns Laden, weil er seiner Mutter was mitbringen soll. Er sieht nicht Herrn Merkmann, er sieht auch nicht Max, den Gehilfen, der sonst immer soviel Spaß machte. Auch hier steht ein neues Fräulein hinter der Theke und verkauft. Und als Heini fragt, ob die beiden Männer auch mit fort sind, da nickt sie mit dem Kopfe. Als Heini dann zu Hause davon erzählt, da sagt die Mutter: Ja, denk dir, unser Milchbauer ist auch eingezogen. Seine Schwester war heute morgen hier. Und die weinte und sagte: Nun ist mein Bruder auch weg, und einen Knecht können wir nicht kriegen. Ein Dienstmädchen fehlt uns auch. Nun bin ich allein auf dem Hof. Und dabei haben wir noch zwei Pferde abliefern müssen, die sollen auch mit in den Krieg. — Das Mädchen kann einem wirklich Leid tun, meinte die Mutter. Sie ist ja erst neunzehn Jahr und soll nun alle Arbeit machen.

Und als sie noch so sprachen, da kam der Briefträger und reichte eine Karte durch die Türriße. Heini sah, auch der war neu, hatte auch nicht einmal eine Uniform an, sondern bloß eine Armbinde mit einem Adler.

Ja, alles war anders. Schutzleute gab's auch nicht mehr viele. Da standen nun an den Straßenkreuzungen überall alte Männer mit einer weißen Binde. Darauf stand: Hilfspolizeibeamter. Nicht einmal einen Säbel hatten die. Aber Rudi Wolff, dessen Vater auch dabei war, hatte Heini erzählt, jeder trüge einen Revolver in der Tasche. Und das war noch schlimmer, als ein bloßer Säbel.

Alles war anders. Da sah nun unten in der Schusterwerkstatt der Lehrjunge Fritz, und des Meisters dreibeiniger Bock stand in der Ecke. Nun war Fritz hier Meister. Er lernte ja auch schon im letzten Jahre und ward Ostern

Geselle. Ja, er wollte seine Arbeit schon machen. Und er piff noch mehr, als sonst. Und wenn die Kökschen und Fräuleins mit ihren kranken Schuhen zu ihm kamen, dann nahm er ihnen die aus der Hand, beguckte und kniff sie von allen Seiten, machte ein wichtiges Gesicht und sagte, wann sie fertig seien.

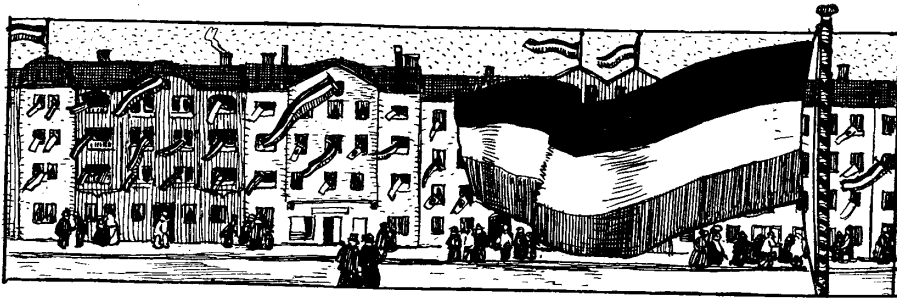
Vater, mußt du denn gar nicht mit? fragte Heini.

Noch nicht, antwortete der, ich habe ja nicht gedient. Die Brust war



wohl zu schmal. Aber ich arbeite ja im Lokomotivschuppen. Und da müssen wir auch ordentlich ran. Es ist ja auch Kriegsarbeit.

Ja, alle, alle waren beinahe fort. Man schämt sich fast, daß man noch hier ist, sagte Fritz, der Lehrjunge, spuckte in die Hände und klopfte eine nasse Sohle weich. Aber laß mich nur einmal erst Geselle sein, dann melde ich mich freiwillig. Schuster können sie überall gebrauchen. Auch im Felde gibt's undichte Stiefel. Und Heini meinte auch: wäre ich bloß sechs Jahre älter, da wüßte ich wohl, was ich täte.



Großer Sieg.

Hurra — großer Sieg! rief da einer zur Tür hinein. Heini, Junge, komm schnell — 30000 Russen gefangen. Komm schnell mit, rief sein Freund Adolf. Und dann sprangen sie auch schon die Treppe hinunter. Und da hörten sie schon das Läuten der Kirchenglocken. Das klang so laut und voll. Und sie sahen die Jungen mit den Extrablättern: Der Sieg über die Russen. Neueste Depeschen — nur fünf Pfennig. Und wer so ein Blatt hatte, der blieb stehen, mitten auf der Straße und dachte nicht an die Elektrischen und die Autos: er las. Und die andern Leute guckten ihm über die Schulter und lasen alle mit. Das hat der Hindenburg aber wieder mal gut gemacht. Und als Heini und Adolf nun vor einem Kaffeehaus hergingen, da hörten sie, wie drinnen die Wacht am Rhein gespielt wurde und alle Leute dazu sangen. Und es dauerte nicht lange, da steckten die Leute eine Fahne heraus, eine schwarz-weiß-rote mit schwarz-gelben flatternden Bändern, hier und da, bis sie schließlich aus jedem Fenster wehten. Und die Straßen waren voller Leute, als wenn's ein Sonntagnachmittag wäre. Und alle machten auch ein Sonntagsgesicht. Und fast jeder trug eine deutsche Schleife am Rock.

Du, Adolf, ob wir morgen wohl Schule haben? fragte Heini. Natürlich mußten sie in die Schule. Aber schon aus der Ferne sah Heini, wie oben

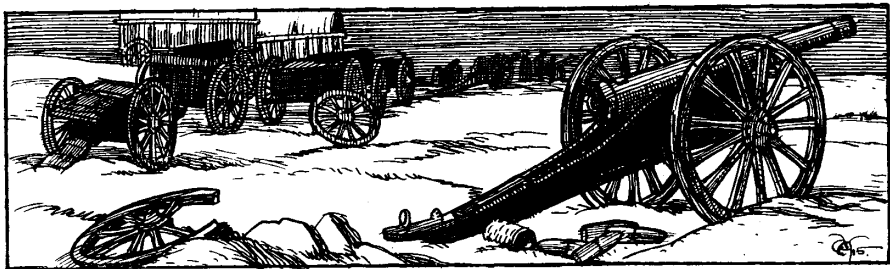
aus dem Giebel des Schulhauses die Fahne flatterte. Da wußte er gleich: heute wird gefeiert. Und so war's denn auch. Fräulein erzählte ihnen von den Russen. Die wären in Ostpreußen einmarschiert, viele, viele Tausende. Und die Leute, die dort wohnten, wären so bange gewesen. Aber die Russen wären ganz artig gewesen und hätten sie nicht geschlagen, hätten auch alles Essen bezahlt. Doch als es dann hieß: die Preußen kommen! da waren sie frech geworden und hatten wohl gedacht: wir kommen doch nicht wieder hierher. Mit ihren großen Stiefeln hätten sie in der Küche alle Teller und Tassen entzwei getreten, hätten alle Fenster eingeschlagen, die Beine von den Möbeln abgebrochen, hätten viele Einwohner totgeschossen und ihre Häuser niedergebrannt oder zerschossen.

Und Hindenburg war gekommen mit seinen Soldaten. Wohl waren da viel mehr Russen, als Deutsche, gewiß doppelt soviel. Aber die Deutschen waren nicht bange. Und sie wurden wütend, als sie sahen, wie die Russen hier deutsche Leute totgeschossen hatten, die ihnen sicher nichts taten, und wie sie ganze Dörfer niederbrannten. Und nun fingen die Preußen an zu schießen. Und die Russen schossen auch. Und die Russen merkten es gar nicht, wie die Preußen um sie herum marschierten, schnell, schnell, den ganzen Tag, bis die Russen dann ganz im Kreis standen. Da wollten sie den Ring durchbrechen: sie marschierten geradeaus — da schossen die Deutschen, sie marschierten links — auch da waren Deutsche, rechts, hinter ihrem Rücken — überall donnerten die preußischen Kanonen. Da konnten die Russen nicht weg. Und die Preußen kamen immer näher heran. Die Russen warfen sich nieder, wühlten sich in die Erde hinein — die Preußen folgten und trafen sie auch da. Da wußten sich die Russen nicht mehr zu helfen. Sie winkten mit weißen Tüchern, sie warfen ihre Gewehre fort, sie hielten die Hände hoch. Hindenburg hatte 30000 Russen gefangen.

So hatte Fräulein erzählt. Aber ein paar Tage später, da stand in der Zeitung: es sind nun 60000, nein 70000, beinahe 100000 Russen gefangen. Und immer wieder sagten die Leute: Ja, der Hindenburg, das ist ein Kerl. Und in allen Schaufenstern stand sein Bild. Und die Leute beguckten sich das und sagten: Ja, dem kann man's ansehen, daß er was kann.

Und dann hat's auch in der Zeitung gestanden, wie er alle die Russen nachher noch fing. Dort oben in Masuren, da ist ein See neben dem andern. Und dazwischen ist das Land sumpfig. Aber man kann's nicht sehen, es ist so grün, als eine Wiese. Und als die Russen nun hier über das Gras marschieren wollten, da brachen sie ein, als wenn's Eis gewesen wäre: sie steckten im Morast. Und ihre Pferde versanken bis an den Hals und erstickten. Und die deutschen Kanonen schossen immer dazwischen. Und wer aus dem Sumpf sich gerettet hatte, der lief dann in stückdunkler Nacht ins Wasser hinein. Aber viele hatten sich in den finstern Tannenwäldern versteckt und verkrochen. Für einige Tage ging's auch. Aber dann kam der Hunger: sie mußten essen. Und draußen vorm Walde standen die Preußen und lachten und sagten: Legt euer Gewehr nur dorthin und kommt mit uns — ihr seid gefangen. Und dann mußten unsere Soldaten alle die Sachen auffuchen, die die Russen weggeworfen hatten. Sie fuhrn ganze Wagen mit Patronentaschen, Gewehren, Säbeln weg. Und ganz viele Kanonen, ganz neue Kanonen hatten sie gewonnen. Und all die Pferde, die dort noch wild herumliefen, mußten unsere Soldaten wieder einfangen. Die konnten die Husaren gut gebrauchen. Und dann galt's, alle die toten Russen zu begraben und die toten Pferde zu verbrennen. Das dauerte viele Tage. Aber endlich war's geschafft.

Ja, unsere Soldaten, die hatten es wirklich verdient, daß die ganze Stadt flaggte und die Schulkinder alle Hurra riefen. Es war ein großer Sieg.



Auf dem Bahnhof.

Heini Wills Vater arbeitet ja in der Lokomotivwerkstatt. Nun hat der Vater Überstunden. Da kann er mittags nicht erst nach Hause kommen. Heini muß ihm den Henkelmann hinbringen nach der Werkstatt. Als er nun heute kam, da sagte der Vater: du kommst gerade zur rechten Zeit. Heut ist auf der Bahn ein Betrieb, man kann bange werden: ein Transportzug nach dem andern — zwölf sind allein heute morgen gefahren. Und alle fahren nach Belgien. Und Gefangene sollen heute mittag auch noch kommen.

O Vater, wo fährt denn der Zug ein? Auf Geleise 3, sagte der Vater. Wart nur, wenn ich gegessen habe, gehe ich mit dir hin.

Und dann gingen sie über die Geleise und kamen in die Halle hinein. Die Bahnsteige waren ja abgesperrt. Reisende durften nicht hinauf. Soldaten mit aufgepflanzttem Seitengewehr standen an den Treppen. Aber der Vater hatte ja seine Bahnmütze auf, und Heini, — den sahen sie einfach nicht.

Heini sah dort auf dem Bahnsteig die Damen vom Roten Kreuz. Eine ganze Reihe Tische stand da. Und daneben waren Körbe mit Tassen. Und dort war sogar ein richtiger Ofen zum Kaffeekochen. Und ganze Eimer voll Limonade standen da. Und ein Mann hatte zwei Zigarrenkisten unterm Arm.

Das Einfahrtsignal stand schon lange. Jetzt fuhr ein Zug in die Halle. Und ehe er noch drinnen war, hörte man schon ein Singen:

Morgenrot, Morgenrot
leuchtest mir zum frühen Tod?

Und dann kam ein Güterwagen nach dem andern. Die Türen waren zurückgeschoben: man sah drinnen acht Pferde, vier und vier zusammen, dazwischen lagen die Sättel. Und die Reiter hatten ihre weiße Stalljacke an und guckten heraus und winkten und schwenkten ihre Mützen.

Ein Trompetensignal. Da springen viele Soldaten aus dem Wagen.

In der Hand halten sie einen Wassersack und suchen nun die Pumpe. Heini läuft mit und hält den Schwengel fest. Und dann steigen sie wieder ein und hängen ihren Pferden den Segeltuch sack unters Maul.

Nun kommen die Damen vom Roten Kreuz. Ganze Körbe voll. von leckeren Butterbröten tragen sie. Und die Soldaten dürfen hineinlangen und können nehmen, soviel sie nur mögen. Und dann schleppt der Mann seine Limonade herbei, und sie tauchen ihren Aluminiumbecher hinein. Und dann kommt der mit den Zigarren. Junge, komm mal her, ruft ein Soldat.



Und als Heini bei ihm ist, da gibt er ihm eine Feldpostkarte und sagt: Steck die mal in den Kasten. Und andere reichen ihm auch Karten, im Augenblick hat er eine ganze Handvoll.

Doch da läuft drüben an der andern Seite des Bahnsteigs ein neuer Zug ein. Die Maschine ist bekränzt. Es ist eine belgische Maschine, sagt der Vater. Und es sind auch belgische Wagen, sie sind alt und klapprig.

Und als der Zug nun hält, da sehen sie hinter den geöffneten Türen unsere Feldgrauen, das Gewehr mit dem Bajonett in der Hand. Und dahinter die Belgier, scheu, schüchtern, in schmutzigen, geflickten Uniformen.

Kaum haben die Reiter das gesehen, da dröhnt wieder ein Hurra durch die Halle, so laut, wie Heini es noch nie hörte. Ja, obgleich schon zum

Einsteigen geblasen ist, so springt ein junger Reiterleutnant noch einmal hinaus und rennt quer über den Bahnsteig zu den Belgiern. Und einem Unteroffizier klopf er dort auf die Schulter. Der dreht sich um, sieht den Offizier und will ganz stramm stehen, wie sich das gehört. Aber der Leutnant ruft: Wir sind doch alle Kameraden, lassen Sie's doch. Und dann muß der andere von Lüttich erzählen.

Heinis Vater geht auch zu einem Soldaten, der dort an der Wagentür steht. Was für Soldaten sind's, die da drinnen? fragt er und deutet auf die Belgier.

Schlappe Kerls, sagt der Posten. Eine ganze Kompagnie sollte auf uns feuern. Als der Hauptmann kommandierte, schoß niemand. Und als wir dann heranstürmten, da stand da bloß noch allein der Hauptmann. Die andern waren alle weg.

Heini und sein Vater gehen weiter nach vorn. Hinter den Gardinen sitzen die belgischen Offiziere. Einer öffnet das Fenster und winkt den Vater heran. Er fragt sehr höflich: Wo sind wir?

In Hagen -- Westfalen.

Man sagt uns, daß wir in die Senne kommen. Was ist denn das eigentlich.

Und der Vater erzählt ihm, daß dort ein großer Schießplatz sei, ein großes Soldatenlager.

Was wird denn eigentlich aus uns?

Der Vater sagte: Sie sind in Deutschland und können ganz ruhig sein. Niemand tut Ihnen und Ihren Leuten was.

Die belgischen Zeitungen schreiben, in Berlin sei Aufruhr und der Kaiser wäre ermordet. Ist das so?

Da mußte der Vater denn doch laut lachen und sagte: Das hört sich so an, als ob das die Franzosen gesagt hätten.

Ja, sagt der Belgier, die französischen Blätter hätten's zuerst geschrieben. Nun bedankte er sich, langte in die Tasche und schenkte Heini eine silberne Münze. Und der hat das belgische Geldstück aufbewahrt und hat's allen Jungen und auch der Lehrerin gezeigt.

Der Transportzug fährt ab. Die Reiter schwingen ihre Mützen. Eine Trompete schmettert aus dem Fenster: Ich bin ein Preuße! Alle Soldaten singen, die Damen vom Roten Kreuz, die Wachtposten, alle Bahnleute schwenken die Tücher. An der andern Seite gucken die Belgier aus den Wagen und machen lange Gesichter: wieviel Soldatenzüge mögen unterwegs wohl schon an ihnen vorbeigefahren sein.

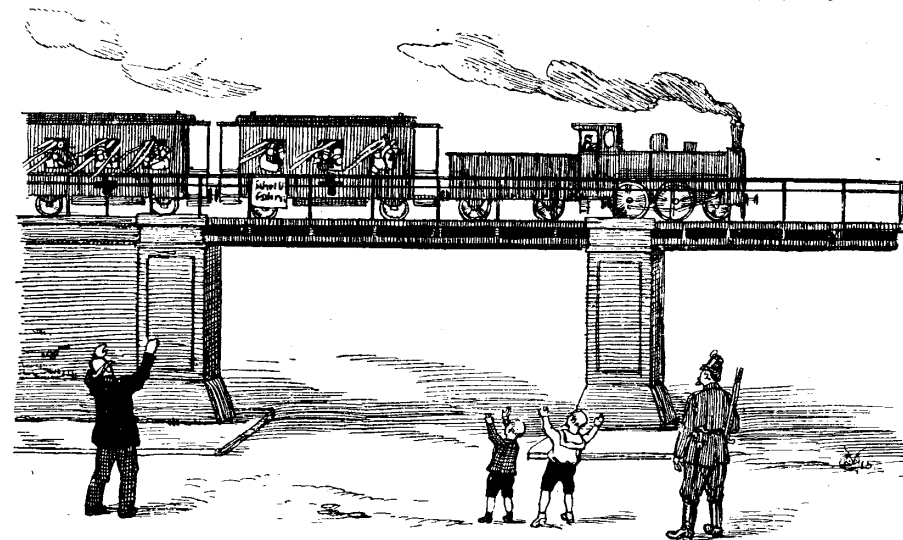
Und dann fährt der Gefangenenzug ab, langsam nach Osten.

Heini geht mit dem Vater wieder in die Werkstatt. Warum sehen denn unsere Wachtposten bei den Belgiern so ernst aus? fragt Heini.

—Ja, das ist mir auch aufgefallen, sagte der. Die kommen ja aus der Schlacht. Viele von ihren Kameraden sind ja tot. Und das können sie wohl noch nicht vergessen.

Zwei Züge.

Bei der Überführung, wo die Eisenbahn hoch über der Straße herjagt, dort stand schon seit Wochen ein Wachtposten, ein Landsturmmann in grüner Jacke, das Gewehr auf der Schulter. Der heute hier stand, sagte zu den



Jungen, sie sollten nur einen Augenblick warten, es käme gleich ein Zug mit Verwundeten. Und da standen sie nun und guckten nach dem hohen Damm.

Jetzt fühlen sie schon, wie die Erde zittert. Sie hören das Schnauben der Lokomotive. Und noch eins: ein Singen, ein lautes Singen — immer näher. Und nun fährt der Zug vorbei. Und an den Fenstern stehen Soldaten, einer neben dem andern. Ihr Arm liegt in weißer Binde, ihr Kopf ist umwickelt. Lange bunte Bänder flattern aus den Fenstern des Zuges. Sie singen, unsere Braven, singen: Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Und die Jungen, die Leute auf den Straßen bleiben stehen, rufen Hurra, winken mit den Händen. Und manchem ist's, als müßte er etwas niederschlucken, das da brennend heiß in ihm aufstieg.

Heini ging weiter. Er konnte ihn nicht vergessen, den singenden Zug. Es waren doch Verwundete, Leute mit Schüssen durch Arm und Bein, durch Schulter und Brust. Tat's denn nicht weh? Wie konnten sie singen?

Er hat's gleich Mutter erzählt und die meinte: Gewiß haben die Leute Schmerzen. Aber sie haben sie vergessen: sie freuen sich so, daß sie wieder in der Heimat sind. Und da singen sie. Und uns wollen sie auch wohl sagen: Haltet den Kopf hoch, alles ist gut. — — — — —

Als Heini abends auch dem Vater davon erzählte, da sagte der: Ich habe gestern auch einen Zug gesehen, aber da sang niemand. Es war ein Lazarettzug gemeldet. Ich lief auf den Bahnsteig. Denke dir, der ganze Zug war ein Lazarett. Die Bänke waren hinausgeschafft und Betten angebracht, an jeder Seite in zwei Reihen, eins oben, eins unten. Und Ärzte und Schwestern gingen dort drinnen in langen weißen Kitteln. Ja, ein Operationszimmer soll richtig drin sein und auch eine Küche.

Ein Mann vom Roten Kreuz hat mir davon erzählt. Da lagen nun die Leute in ihren Betten. Dort einer mit brennendrotem Kopf, der immer laut vor sich hin redet: Vorwärts, Hurra! und noch mitten in der Schlacht ist und gar nicht weiß, was er sagt.

Und dort ein junger Leutnant. Beide Beine hat man ihm abgenommen. Nun liegt er dort, blaß und still. Ein Sanitätsmann geht zu ihm und fragt, ob er etwas wünsche: Butterbrot, Schokolade, Trinken?

Eine Zigarette, bitte!

Und der Mann reicht ihm die Zigarette, gibt ihm mit zitternden Händen Feuer, und der Leutnant liegt dort und dampft ganz zufrieden vor sich hin. Er trug das Eisene Kreuz.

Ja und dann trugen zwei Sanitäter eine Bahre aus dem Wagen. Und darauf lag ein Tapferer, das Gesicht bedeckt vom Tuche. Und sie brachten ihn in die Wartehalle.

Dann fuhr der Zug ab. Merkwürdig, sagte der Vater, die Lokomotiven

pfeifen ja nicht mehr, wenn der Zug abfährt. Wie's kam, weiß ich nicht. Aber die Lokomotive vorm Lazarettzug piffte, nein schrie, als wäre sie lebend, als fühle sie Schmerz über alles, was sie zog. Solch schrillen Ton hörte ich noch nie. Aber leise, leise zog sie an. Unhörbar drehten sich die Räder. Da sah man kein Tücherschwenken, und ich hörte kein Hurra.

So fährt der Zug von Stadt zu Stadt. Weiß Gott, wie oft man unterwegs noch die schwarze Bahre hinaushebt. Immer einer weniger, einer dem keine Mutterhand die Augen zudrücken konnte.

Liebesgaben.

Sie sind draußen im Feld, unsere Soldaten. Und wenn sie zu Bett gehen, da liegen sie dort in irgendeinem Erdloch, der Mantel ist ihre Decke. Und wochenlang kriegen sie die Stiefel nicht von den Füßen. Und Wochen vergehen, ehe sie sich einmal wieder waschen können. Und manche haben tagelang nur ein Stück trockenes Brot, und wer einen Happen fetten Speck dazu hat, der gilt als reich. Und dabei pfeifen die Kugeln um sie, oder es droht eine Mine von unten. Und alles dulden sie für uns, daß wir hier ruhig schlafen, wohnen und arbeiten.

Was können wir für unsere Soldaten tun? so fragten sich alle Leute bei uns. Es dauerte nicht lange, so standen an jeder Straßenecke schwarz-weiß-rote Kästen, an der Seite war der Einwurf, wie beim Briefkasten und drüber ein Zettel: Für unsere Soldaten. Ja, aus Gips hatte man hohle Geschosse geformt, genau so groß sollten sie sein, wie die 42-Zentimeter-Bomben. Alle Leute guckten sie sich an. Und einer suchte in seiner Zigaretten-tasche, der andere warf Geld hinein.

Alle wollten was für die Soldaten tun. Auch die Jungen hatten in der Pause schon darüber gesprochen. Einer hatte gemeint: das Snoben hört auf; jeder Snobgroßchen gehört den Soldaten. Wer nicht mitmacht, wird verkloppt. Das hatten sie abgemacht. Und dann hatten sie ihr Fräulein nachher gefragt, ob sie ihnen die Groschen verwahren wolle und ob sie dann nicht auch den Soldaten was dafür kaufen wolle. Und sie hatte Ja gesagt und gemeint, es wäre nett, wenn die Jungen das auch mitbrächten, was die Soldaten gerne haben: Messer, Bleistifte, Briefpapier und Streichholzdosens. Das haben sie denn auch getan. Heini überlegte sich, ob er sein Messer nicht doch behalten solle. Er hatte es ja zum Geburtstag gekriegt, und die beiden Klingen waren noch scharf, und er hatte sich so sehr dazu gefreut. Aber als Fräulein am andern Morgen die Sachen einsammelte und auch

zu ihm kam, da gab er's doch weg. Jeder hatte etwas mitgebracht. Da waren Jungen, die hatten kleine Säckchen und hatten sie voll Würfelzucker gefüllt und hatten oben einen Zettel hineingelegt, darauf stand:

Lieber Soldat,

Laß dir's man gut schmecken. Und dann verhaue die Engländer.
Mit Gruß

Dein Schüler

Walter Niemann,

Hagen, Elisabethstraße 8.

Und andere hatten sich in Zigarrenläden leere Zigarettdöschen gebettelt und hatten dahinein dünne Seifenscheibchen gepackt. Und dort waren Streichholzschachteln mit Nähgarn und Knöpfen und Nadeln. Einer zeigte dem andern, was er mitgebracht hatte, und jeder meinte, seins wäre am schönsten.



So war es in jeder Klasse gewesen — ganze Wäschekörbe voll Sachen waren zusammengekommen. Und die sollten nun alle ins Theater gebracht werden. Aus jeder Klasse wurden vier Jungen ausgesucht, die sollten tragen helfen. Und dann gingen sie in zwei Reihen hintereinander. Vorne marschierte ein Junge mit seiner Mundharmonika und spielte darauf: O Deutschland, hoch in Ehren, und alle sangen, und die Leute guckten aus dem Fenster und dachten wohl, da kämen richtige Soldaten. Und als sie

dann im Theater waren, brachten sie alle Sachen in ein großes Zimmer. Und der Junge, der voraus marschiert war, nahm seine Mundharmonika und legte sie mit drauf — er hatte wohl nichts anderes.

In dem Zimmer aber waren drei Herren und drei Damen. Die trugen alle die Rote-Kreuz-Binde. Und einer der Männer sagte: Schön, daß ihr auch den Soldaten was bringen wollt. Die werden sich sicher freuen. Nun guckt euch einmal um, was wir schon alles haben! Und er zeigte ihnen Körbe voller Kerzen, voll Nähzeug, Lintenfeuerzeuge, Schokolade, Tabak und Pfeifen. Und der dritte Teil aller Schulen hat doch erst abgeliefert, sagte der Mann.

Ein paar Tage später, als Heini aus der Schule kam, da sah er einen Automobilzug: drei große Lastwagen von der Brauerei waren beladen bis obenan. Und neben dem Führer saß der Oberbürgermeister mit der Roten-Kreuz-Binde. Und von dem Wagen flatterte eine große weiße Fahne mit dem Roten Kreuz. Hinaus ins Feld ging's, zu unsern Soldaten. Mit einem Auto hatte man fahren wollen, — nun waren drei draus geworden. Heini wäre auch gerne dabei gewesen. Er kannte doch auch eine ganze Menge Soldaten und hätte gerne gesehen, ob sie sich auch freuten, wenn sie alle Sachen bekamen.

Der Zupftag.

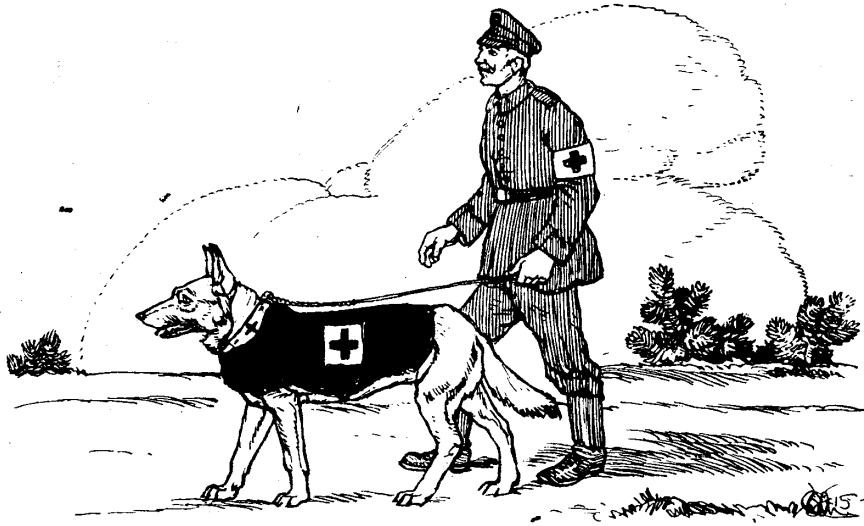
Morgen wird in allen Schulen der Stadt Leinen gezupft, auch in unserer Klasse, hatte Fräulein gesagt. Das soll das Rote Kreuz haben. Die Ärzte wollen es gebrauchen und auf die Wunden der Soldaten legen. Bringt alle altes Leinen mit.

Und das hatten sie denn auch alle getan. Und nun saßen sie dort und zupften die Fäden. Einige nahmen Messer, andere Nadeln, noch andere die Finger, wie sie's am besten konnten. Und Fräulein saß dann an ihrem Tisch und half fleißig mit. Aber ein bißchen langweilig war's doch. Und ein Junge fing an zu summen, und andere summten mit und schließlich sangen sie alle Krieglieder, sangen eine ganze Stunde lang, und da zupften die Finger noch einmal so schnell.

Als aber nun die Pause vorbei und die Kehle heiser war, da baten sie das Fräulein, daß sie ihnen etwas erzähle. Von Sneewittchen? sagte die.

Nein, etwas vom Krieg, man zu. Ja, sagte sie, heute morgen habe ich zum erstenmal einen Sanitätshund gesehen. Er hatte ein Rotes Kreuz am Halsband und trug eine Decke, auch mit einem Roten Kreuz. Ein Soldat hielt ihn an der Leine. Ich glaube, er wollte mit dem Hund auf unsern Goldberg. Da sind dann noch mehr Soldaten mit ihren Hunden, und dort haben sie eine richtige Hundeschule. Ein Mann muß sich im Gebüsch verstecken und darf sich dort nicht rühren. Und dann müssen ihn die Hunde suchen. Und wenn ihn einer gefunden hat, dann bellt er. Da wissen denn die Führer Bescheid und gehen hin. So müssen die Hunde es lernen, Verwundete zu suchen. Die liegen ja manchmal im Gebüsch, tagelang. Rufen können sie oft nicht mehr, fort-kriechen auch nicht. Vielleicht gehen unsere Soldaten nahe an ihnen vorbei, aber sie sehen die Verwundeten nicht vor den Blättern. Und vielleicht hören diese auch gar nicht die Tritte, vielleicht sind sie ohnmächtig. So liegen sie oft da, bis sie vor Hunger oder an Verblutung sterben. Da sollen unsere Hunde helfen. Sie durchstöbern alle Winkel, alles Gebüsch

des Waldes, sie riechen schon die Nähe eines Menschen. Und der Führer braucht nur auf ihr Bellen zu achten, so wird er die Stelle finden, wo ein Verwundeter liegt.



Habt ihr's neulich nicht gelesen in der Zeitung von unsern Hagener Hundeführern? Und als sie's alle verneinten, da hat Fräulein es ihnen erzählt. Da war irgendwo, an irgendeinem Tage ein Gefecht gewesen. Den ganzen Tag hat man geschossen. Es war sicher, daß die Deutschen Verwundete hatten. Ob sich alle gerettet hatten, zurück zu den Kameraden? Jetzt war's dunkel. Da konnten die Hundeführer es wagen und konnten das Schlachtfeld absuchen. Am Tage geht's nicht; denn die Rote-Kreuz-Binde schützt nicht immer. Es war sternklar. Da stiegen die Führer in einen Krankenwagen und fuhren auf das Schlachtfeld. Als sie eine Viertelstunde gefahren hatten, löschten sie die Lichter. Denn es wurde noch immer geschossen. Noch eine Viertelstunde, und sie waren am Verbandplatz, wo alle Verwundeten hingetragen wurden. Zwei Hundeführer gingen nun mit den Hunden weiter. Bald trafen sie auch Verwundete. Aber die konnten

noch mühsam selbst weiter humpeln und stützten sich dabei auf ihre Gewehre und Degen. Sie zeigten ihnen aber die Stelle, wo noch Verwundete liegen könnten. Die Führer ließen hier nun die Hunde los. Diese durchstreiften den Wald. Horch — ein Hund schlägt an. Die Männer laufen hin und finden einen Verwundeten. Er hat einen Streifschuß über beide Knie. Sie tragen ihn ins nächste Haus. Nun laufen die Hunde weiter und nach zwei Stunden hatten sie acht Schwerverwundete gefunden.

Die beiden Führer trafen nun eine Schleichpatrouille. Die erzählte ihnen, dort, wo sie die dunkle Pappelallee sahen, dort seien englische Schützengräben. Und vor den Gräben, da würden sicher noch deutsche Verwundete sein. Einer von den acht Verwundeten, der noch ganz gut gehen konnte, war bei den Führern geblieben und sagte nun: Ja, das ist wahr, das weiß ich auch. Die Männer stellten nun die Schellen der Hunde ab, banden ihnen auch die Schnauzen zu, damit die Engländer keinen Ton hörten. Nun schlüpfen sie alle an einem brennenden Hause vorbei. Und im Schein des Feuers sahen die Engländer sie vorüberhüpfen. Da knatterten denn ihre Gewehre. Und die Männer krochen nun in einem Graben weiter und waren nun geschützt. Es war aber ganz in der Nähe ein Gestrüpp, dorthin wollten sie zuerst, weil sie dachten, daß sich darin wohl Verwundete verkrochen haben könnten. Auch ein Leichtverwundeter, den sie unterwegs noch getroffen hatten, wollte dorthin. Er suchte nämlich seinen Freund. Den hatte er fallen sehen und hatte ihm dann noch zugerufen, daß er ihn im Dunkeln holen wolle. Im Nu hatte der Hund ihn gefunden. Alle schleppten ihn nun mit und krochen in den nahen deutschen Schützengraben; denn immer noch piffen die Kugeln um sie her. Hier im Schützengraben waren sie nun sicher. Sie untersuchten den gefundenen Soldaten — er gab kein Lebenszeichen mehr. Und er hatte einen leichten Tod gehabt: er lächelte. Das Eisene Kreuz hing an seiner Brust. Sein Freund erzählte, daß er's gerade heute morgen bekommen habe.

So sagte Fräulein. Und die Kinderhände hielten manchmal inne mit Zupfen. Und fragende Kinderaugen blickten sie an. Und dann pflückten die Finger weiter, schnell, schnell. Vater, Brüder waren im Krieg. Blutende Wunden sollten gestillt werden. Wer wußte wem?

Soldatenspiele.

Alle Jungen aus der vierten Klasse, die da in der Gertrudstraße wohnten, hatten sich abgemacht, sie wollten einen Kriegsklub gründen, einen richtigen mit einer Fahne, mit Säbeln und Gewehren und feldgrauen Mützen. Gewiß, einiges konnten sie sich selbst machen — die Säbel. Und Besenstiele gaben ja auch Gewehre ab. Aber die Mützen, die kosteten nun doch einmal Geld. Und Geld war knapp bei ihnen. Heini meinte, wenn er seinen Vater bäte, der würde ihm schon ein paar Groschen geben. Auch die andern fünf wollten ihre Eltern darum bitten. Als sie dann am andern Tag in Kruses Torgang zusammenkamen und ihre Groschen und Pfennige zusammenzählten, da langte es doch noch nicht. Aber Heini sagte: Gebt mir nur alles Geld — es war eine Mark und fünfzig Pfennig. Eine Mütze können wir wenigstens schon dafür kaufen. Ich habe Sonntag Geburtstag, da wünsche ich mir auch einfach eine Soldatenkappe. Ich werde dann schon eine bekommen. Dann haben wir schon zwei. Und so wurde es abgemacht. Es dauerte auch nur ein paar Tage, da kam Richard Hart auch mit einer Leutnantskappe. Die hatte sein Bruder früher als Kürassier getragen und hatte sie ihm nun geschenkt und gesagt, er solle nur ein paar aufgerollte Zeitungen hinter's Schweißleder stecken, daß sie ihm auch passe. Auch die andern Jungen schnüffelten nun so lange bei den Nachbarn herum, bis sie endlich alle eine Soldatenmütze hatten. Auch Säbel hatten sie sich gemacht, Infanteriesäbel. Und Richard Harts Vater, der war ja Maler, der hatte alle fünf mit Silberbronze angestrichen und den Griff vergoldet. Richards Vater aber, der hatte ein richtiges Gewehr gemacht, ordentlich mit einer Schiefkammer und hatte oben einen Blechring daran gemacht, daß man das Seitengewehr richtig aufpflanzen konnte.

Ja, wenn sie nun bloß eine Fahne gehabt hätten. Kaufen ging nicht; denn sie wollten eine große Fahne haben, und die kostete fünfzehn Groschen. Und die fehlten ihnen gerade. Zu den Eltern durften sie nicht wieder damit

gehen, zu den Nachbarn auch nicht. Endlich sagte einer: Wir machen doch so viele Sachen in der Schnitzschule, nicht? Wenn wir nun alle ein Stück wieder fertig haben, ein Schlüsselbrett, eine Fußbank oder einen Stiefelknecht, dann gehen wir damit rund in der Gertrudstraße und zeigen das unsern Bekannten. Und dann verkaufen wir ihnen Lose, vierzig Lose, Stück zu fünf Pfennig — da haben wir die fünfzehn Groschen und behalten noch eine halbe Mark übrig, und die können wir auch noch leicht gebrauchen. Da riefen alle Hurra. Ja, das mußte sein gehen. Und sie haben dann in der Schule gehobelt, gebeizt und poliert, daß sie nur so schwiigten. Und nach vier Stunden hatten sie ihre Sachen fertig und gingen damit rund und verkauften die vierzig Lose an einem Nachmittag. Und die drei Gewinner freuten sich richtig — für fünf Pfennig so ein feines Stück aus poliertem Eichenholz zu bekommen und wunderten sich nicht wenig, daß die Jungen so etwas in der Schule lernten.

Die fünf Knaben kauften sich ihre schwarz-weiß-rote Fahne. Alle waren dabei. Jeder befüßte das weiche Tuch, jeder berührte leise die goldene Spitze. Und dann machten sie ab, Rudi solle sie tragen, er solle auch immer Sähnrich sein, weil er der größte war. Und Heini machten sie zum Hauptmann; aber den krummen Säbel sollte er sich selbst machen. Und die drei andern Jungen waren Gemeine, der mit der grauschwarzen Kappe Artillerist, der mit der grauroten Infanterist, der mit der graugelben Kavallerist.

Am nächsten Sonntagmorgen sollten sie antreten hinter Kölsches Neubau in der Gertrudstraße. Da war ja noch ein freier Platz. Und als sie da waren, kommandierte Heini: Angetreten! und nahm dann ein schwarzes Buch aus der Brusttasche und verlas die Namen und ließ jeden Hier! rufen. Und dann ging das Marschieren los: links, rechts! Gerade aus! Und das: Legt an! Gebt Feuer!

Und der Sähnrich ließ seine Fahne wehn, und sie gingen stramm in einer Reihe und marschierten dann durch die Gertrudstraße, daß die Steine klappten. Und die Mädchen lachten und machten ihnen das nach.

Als sie am andern Tag in der Schule waren und große Pause hatten, da rief Heini den Rudi zu sich und sagte: Hol mal flink die andern Jungen von unserm Kriegsklub und sag' ihnen, daß sie einmal flink an den Trink-

brunnen hier kommen — ich muß euch allen was sagen. Und als sie dann alle da waren, sagte Heini leise: Die von der Wilhelminenstraße wissen das auch schon von unserm Kriegsclub, und Martin Hartmann, — das ist ja ihr Hauptmann, — der hat vorhin zu mir gesagt: Nächsten Sonntag, da geht's aber los, da fangen wir mit euch Krieg an. — Was sollen wir nun tun?

Ja, die aus der Wilhelminenstraße, das waren auch nur fünf Mann. Aber Martin war eben dabei, und der hatte Kräfte wie ein Grobschmied. Aber dafür war auch Dirk Lütt dabei, das war ja nur ein Dreikäsekerl, da glich es sich wohl aus. Sie machten also ab, daß sie den Krieg annehmen wollten. Aber nicht in der Stadt, sonst kam leicht der „Puz“ und schrieb sie auf, nein, sie wollten ins Kiendorfer Gehölz, dahin kam sonst niemand.

So hatte Heini dem Martin gesagt, und der meinte: Mir recht, — also Sonntag nachmittag. — — — — —



Es war heiß. Heini schwitzte, sie hatten ja auch Lauffschritt gemacht und hatten beim Marschieren tüchtig gesungen. Als sie nun im Walde waren, hielten sie Kriegsrat. Rudi meinte: Wir verstecken uns, und wenn sie kommen, stürmen wir mit Hurra auf sie los. Aber die andern sagten: Ja, wir ver-

stecken uns, bleiben aber dann ruhig liegen. Und wenn sie uns dann nicht gefunden haben, dann schleichen wir ihnen nach und überfallen sie. Und als Heini, der Hauptmann, sagte: Das ist gut, machten sie ab, es so zu machen.

Aber, sagte Heini, sie sollen uns auch nicht finden. Da bauen wir uns eine Burg, eine Burg aus Blättern. Er zeigte es ihnen: ganz viele von den trockenen Blättern raffte er mit Füßen und Händen zusammen zu einer Mauer. Die führten sie rund herum, und die Burg war fertig. Heini ging eine Strecke fort und beobachtete: Ja, wenn sie sich hinter die Blättermauer duckten, konnte man sie aus der Ferne nicht sehen.

Als sie nun eine Zeitlang da gelegen hatten, hörten sie ein Horn blasen — das waren sie schon, die andern. Waren die aber dumm, man konnte ja gleich hören, wo sie waren. Heini und seine Kameraden duckten sich: Piff! — nicht sprechen! Ab und zu guckte mal einer ein wenig über die Blättermauer. Und sie horchten nach dem Horn, bald klang es näher, bald ferner. Aber jetzt kam Martin doch näher mit seinen Kriegern. Heini rief leise: Kopf nieder. Da drückten sie den Kopf in die Blätter und lachten ganz leise vor sich hin. Sie hörten, wie das Laub unter den Tritten der andern raschelte, sie hörten es auch, wie Martin ganz laut sagte: Ich glaube, die sind gar nicht gekommen und haben uns angeschmiert. Ja, sagten die andern, laßt uns man ein bißchen lagern. Meinetwegen, antwortete Martin, aber dann wollen wir nach der großen Kuhle gehen, wo früher mal der große Eichbaum stand, den haben sie ja jetzt ausgegraben. Das ist eine richtige Bude, und Sauermus ist auch da. —

Das alles hatten Heini und seine Leute mit angehört. Nun konnten sie aber bald keine Tritte mehr hören. Und als Heini vorsichtig über die Blättermauer guckte, wie die andern schon ein ganzes Stück fort waren. Sie warteten dann noch eine Weile. Dann sagte Heini: Bleibt ihr hier, ich will sehen, ob sie schon in der Sauermuskuhle sind. Er sprang von Baum zu Baum und kam so immer näher an sie heran. Nun kroch er weiter. Da war die Kuhle. Aber er sah niemand. Doch hörte er ihr Sprechen. Vorsichtig kroch er zurück und holte die andern. Heini lief wieder voraus und zeigte ihnen, wie sie sich hinter den Bäumen verstecken sollten. Rudi hatte die Fahne aufgerollt. Als sie noch zwanzig Schritte von der Kuhle fort waren, hörten

sie schon die andern lachen und sprechen. Heini sagte: Werft ihr euch nieder. Jetzt kriechen wir weiter. Dann aber los auf die Engländer.

So machten sie's. Und dann schrien sie Hurra und sprangen in die Kuhle und schwangen ihre Gewehre. Martin und seine Kameraden hatten sie gar nicht kommen hören. Einige von ihnen hatten gerade ihr Butterbrot gegessen, einige Sauermus gerupft. Und nun wußten sie gar nicht, wo sie ihre Gewehre hingelegt hatten. Ja, die lagen noch oben auf dem Rand der Kuhle, schußfertig, und nun hatten Heini und die andern Gertrudsträßer die in der Hand und schwangen in jeder Hand eins und riefen: Hände hoch! Martin aber war nicht bange. Er griff Heini, umfaßte ihn und warf ihn nieder und riß ihm seinen langen Säbel weg. Nur Dirk Lütt, den hatten die Gertrudsträßer umzingelt. Drei von Martins Kameraden waren schon geflohen. Nun wollte Martin Dirk befreien, aber Rudi sprang auf ihn und Heini rappelte sich auch auf und kam Rudi zu Hilfe. Da riß Martin sich denn los und sprang aus der Kuhle und floh auch. Dirk Lütt aber hatten sie behalten, der war nun ihr Gefangener. Aber sie sagten: Wein man nicht, wir tun dir doch nichts. Aber die Hände hatten sie ihm doch gebunden, und Rudi mußte ihn begleiten. Die andern aber liefen hinter Martin und seinen Kameraden her, haben sie aber nicht wiedergekriegt.

Nachher marschierten Heini und seine Soldaten mit dem Gefangenen in die Stadt. Als sie dann zu Hause waren, sagten sie zu Dirk: Wenn du zu uns halten willst, dann machen wir dich los. Da hat er's ihnen versprochen. Aber wenn Martin mich verhaut? fragte er nachher ängstlich. Dann kriegst er seine Wische von uns allen, haben sie gesagt.

Am andern Morgen erzählten sie allen Kindern von der Schlacht im Niendorfer Wald. Martin sagte: Wir haben ge'iegt — ich habe ja den Säbel von eurem Hauptmann.

Aber Heini sagte: Und wir haben Dirk Lütt gefangen, der ist doch wohl mehr wert, wie 'n hölzerner Säbel? Und dann haben wir euch auch überfallen.

Ja, sagte Martin, Dirk Lütt, den will ich euch schenken, das ist ja doch 'n Bangbüß. Ich kriege leicht noch mehr Soldaten, und dann soll's euch schon schlecht genug gehen.

Vom Jugendbataillon.

Schade, Heini kann da noch nicht eintreten: er ist ja noch keine sechzehn Jahre alt. Aber er liest doch immer die Zettel, wo oben drüber steht: Hagener Jugendbataillon. Da steht ja immer drauf, wo und wann die einzelnen Kompagnien antreten müssen. Beim Rathaus tritt die erste Kompagnie an. Heini hat sie gesehen, es sind stramme Kerle, viele sind schon Gefellen. Alle tragen die graurote Soldatenkappe und die schwarz-weiß-rote Binde und hohe Ledergamaschen. Einige haben auch einen Spaten an der Seite. Der Tambourmajor steht vor den Trommlern und Pfeifern. Und wenn er seinen Taktstock in die Höhe hebt, da wirbeln die Trommeln und klingen die Pfeifen. Und dann geht's im festen Schritt hinaus aus der Stadt zum Übungsfeld.

Viele Leute gehen mit und gucken zu. Heini und sein Vater sind auch einmal mitgegangen. Der Schulterlehrling Friß, der bei ihnen im Hause wohnt, übt ja auch mit. Heini paßte immer auf, ob der's auch richtig machte. Erst gingen alle zu Vieren. Ein Zollbeamter im grünen Rock kommandierte. Da mußten sie bald links, bald rechts schwenken. Und als sie das konnten, in Schützenlinien ausschwärmen. Da gingen denn die ersten flott geradeaus, und alle andern mußten laufen. O haß, wie lachte Heini, als er den Schuster so rennen sah, der fast ganz unten am linken Flügel war. Vater, warum geht denn jeder für sich allein?

Ja, wenn sie geschlossen gehen würden und sie kriegten Maschinen-gewehrfeuer, da bliebe dann wohl niemand übrig.

Nun machten sie das Schanzzeug fertig. Ein Schützengraben sollte gemacht werden. Und der Unteroffizier stand dabei mit der Uhr in der Hand und rief: Schnell, schnell! Da ward dann die Grasnarbe abgehoben und an die Seite gelegt. Und ein langer Graben ward in die Erde gewühlt. Aber nicht ganz gerade lief er. Nein, alle zwanzig Schritt sprang er im Halbbogen vor. Das ist zum Schutz gegen die Kanonen des Feindes, sagte der Vater. Die können ja manchmal so stehen, daß sie gerade im Graben entlang schießen. Da würde denn alles hingemäht werden. Nun können sich die Leute immer



hinter den Vorsprüngen schützen. — Alle Erde ward nun vor den Graben geworfen, so daß ein richtiger Wall entstand. Und der ward neu mit den Rasenstücken bepflastert, so daß von der braunen Erde nichts mehr zu sehen war. Aus der Ferne würde man ihn jedenfalls gar nicht erkennen können. Nun ward noch an der Vorderseite des Grabens eine Bank aus Erde gemacht. Darauf sollten die Jungen sitzen und die Wachtposten sollten drauf stehen. Für heute wär's genug, meinte der Unteroffizier. Nächstesmal wollten sie Unterstände machen, richtige kleine Erdhöhlen.

Als Heini und sein Vater nun wieder mit der Kompagnie nach Hause gingen und der Schusterlehrling nachher zu ihnen kam, da sagte der auch: Ich hätte gar nicht gedacht, daß das Soldatenspielen auch Spaß machen kann. Nun geht's bald fort zum Kommiß, sagte er. Wir üben uns schon im Marschieren. Morgens um fünf Uhr treten wir beim Rathaus an, auf der Schulter das Gewehr, im Rucksack ein Gewicht von zwanzig Kilo. Und wenn du morgens in die Schule gehst, da kommen wir zurück und haben dann schon einen Marsch von drei Stunden hinter uns. Und wenn wir nun richtig Soldat werden, da können wir doch schon etwas.

Einquartierung.

Eines Morgens, als Heini sich noch einmal im Bett herumdrehen wollte, ehe er aufstand, da rief die Mutter: Junge, mach schnell, wir haben hier einen Soldaten im Quartier. Wo denn? sagte Heini, rieb sich den Schlaf aus den Augen, richtete sich auf und sah sich in der Kammer um. Ach, hier ist ja gar keiner, meinte er und wollte sich niederlegen. Doch, guck doch, hier ist sein Helm, sagte die Mutter. Er kommt gleich zum Kaffee. Mach schnell, du sollst mit ihm zum Wilhelmsplatz gehen, da soll er sich stellen.

Wo ist er denn?

Oben in der Mansarde.

Und dann erzählte sie: Vater war gestern Abend — es war ein Sonntag — um zehn Uhr beim Bahnhof hergekommen. Da hatten dort ganz viele Soldaten gestanden. Die waren eben mit der Bahn angekommen. Der Oberst hatte Befehl gekriegt, hier in Hagen auszustiegen. Aber das war ganz plötzlich gekommen. In Hagen hatte man nicht noch so spät Bürgerquartiere bekommen können. Ein paar große Tanzsäle sollten mit Stroh belegt werden, und dort sollten die Soldaten die Nacht zubringen. Nun hatten die Soldaten alle auf dem Vorplatz am Bahnhof gestanden. Da war dann ein Mann zum Oberst gegangen und hatte ihn gebeten, ihm ein paar Soldaten mitzugeben, und der Oberst hatte es gern erlaubt. Und dann hatte er noch zu den Soldaten gesagt, wer sich selbst Quartier besorgen wolle, der könne es tun. Nur müßten morgen alle Punkt acht Uhr auf dem Wilhelmsplatz antreten. Heinis Vater hatte das gehört und hatte sich nun auch gleich einen Soldaten mitgenommen. Und so hatten's die andern Bürger auch gemacht.

Nun hatte die Mutter den Kaffeetisch schon fertig. Den Großvaterstuhl hatte sie an den Tisch geschoben. Und davor waren nun Tasse, Teller und Messer. Und es dauerte nicht lange, da kam ihr Soldat, war schon ganz fertig, hatte die Hose in den Stiefeln, hatte umgeschlallt und trug Gewehr und Tornister in der Hand. Heini mußte ihm dann die Hand geben und ihm sagen,

wie er hieß. Und er sagte: Ich heiße Brandt und bin Schlossermeister in Frankfurt an der Oder. Ich habe auch einen so großen Jungen, wie du bist.

Und Mutter sagte dann: Bitte, Herr Brandt, nun setzen sie sich in den großen Stuhl.

Er wollte nicht und meinte, Soldaten dürfe man nicht verwöhnen, aber Mutter drückte ihn einfach darin nieder und holte dann die Kaffeekanne. Und er aß und trank und ließ sich's gut schmecken und sagte dann: O hah, hier im Stuhl ist's doch gemütlicher als im Zug. Achtzehn Stunden haben wir drin gegessen, da werden einem alle Knochen steif. Aber jetzt geht's wieder, ich habe gut geschlafen.

Und dann kam Mutter mit einem hohen Teller voll Butterbrot. Das sollte Brandt in seinen Tornister stecken. Aber der war voll. Da mußte die Mutter denn drei kleine Päckchen daraus machen, so daß er sie in seinen Taschen verstauen konnte.

Schade, daß mein Mann nicht Abschied von Ihnen nehmen konnte, Herr Brandt, sagte die Mutter. Aber er muß schon um sieben Uhr in der Werkstatt sein. Ich soll Sie grüßen, hat er gesagt, und wenn Sie heute noch nicht aus Hagen fortkämen, sollten Sie unbedingt wieder zu uns kommen.

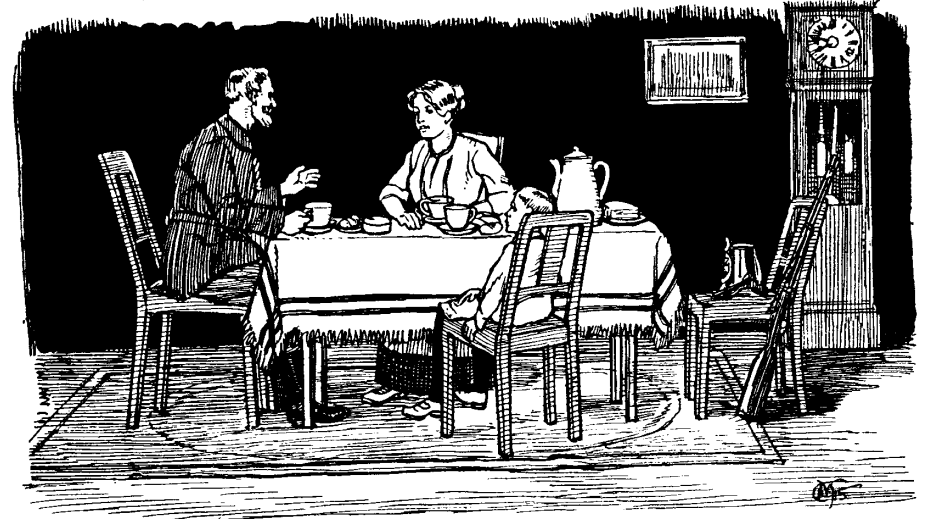
Er wollte das erst nicht versprechen, aber die Mutter setzte durch, daß er ihr doch die Hand drauf gab. Und nun setzte er den Helm auf, warf den Tornister auf den Rücken, sagte: Auf Wiedersehen! und bedankte sich. Heini aber ging mit ihm, er sollte ja doch zur Schule, und die lag ja am Wilhelmsplatz. Das war fein, da gab's denn doch heute einmal etwas zu sehen. Aus vielen Häusern kamen nun die Soldaten, und alle gingen nach dem Wilhelmsplatz.

Dort waren schon viele Soldaten. Auf jeder Seite des Platzes stand eine Kompagnie. Die Soldaten hatten die Gewehre zusammengestellt, hatten die Tornister auf die Erde gelegt. Und andere standen dort und sprachen und lachten oder rauchten. Und vor dem Platz standen ganz viele Leute, die ganze Straße war voll. Und dazwischen alle Schulkinder. Und auf der großen Schultreppe Lehrer und Lehrerinnen.

Auf einmal hieß es: Angetreten! Richt euch! Da standen dann alle wie

die Mauern. Und dann kam ein Hauptmann. Der hatte schon das Eiserne Kreuz. Ja, aber diese Soldaten wollten doch erst in den Krieg. Gewiß, einige aber waren schon drin gewesen, waren verwundet worden und kehrten jetzt in den Krieg zurück. So war's auch mit dem Hauptmann. Nun schwenkten die Soldaten zu Vieren ab, und es ging los zum Bahnhof. Ob sie wohl abfuhrten?

Als Heini mittags nach Hause kam, war der Soldat auch wieder da. Sie



waren bloß zum Bahnhof marschiert und hatten dort wegtreten müssen. Und als sie dann am Tische saßen, erzählte Herr Brandt, er hätte zu Hause zwei Gefellen und zwei Lehrjungen gehabt. Die Gefellen wären fort und er auch. Nun sollten dann die beiden Lehrjungen alles allein machen. Ob er denn nicht einen alten Gefellen finden könne, meinte die Mutter.

Nein, sagte Herr Brandt, die gehen alle in die Fabrik und machen Kriegsarbeit. Da kriegen sie dann Stundenlöhne, die kann ich nicht bezahlen. Seine Frau mußte nun sehen, wie sie durchkäme. Etwas bringt das Geschäft doch noch ein. Ja, ja, sagte er, daß hätte ich auch nicht gedacht, daß ich

als Landstürmer noch Soldat spielen mußte. Und nun sind wir auch noch feldgrau eingekleidet, ich glaube, sie stecken uns noch in den Schützengraben. Aber einerlei, laßt sie nur kommen, die Schwarzen und Braunen — ich bin Schlossermeister. Und er ballte die Faust.

Als sie dann gegessen hatten, zeigte der Soldat Heini seine Sachen, klappte das Gewehr auf, zeigte, wie die Patronenrahmen hineingesteckt werden und wo die Hülsen wieder herausfallen. Und dann langte Heini Herrn Brandts Seitengewehr vom Garderobenständer, zog es heraus und prüfte ganz vorsichtig, wie scharf die Schneide war. Und Herr Brandt mußte es dann aufpflanzen, aber die Mutter sagte: Bitte, machen Sie's wieder ab, es sieht zu gefährlich aus.

Nachmittags um vier Uhr sollten die Soldaten wieder antreten auf dem Wilhelmsplatz. Wieder kam der Hauptmann. Wieder hieß es: Stillgestanden! Wieder sprangen die Leutnants vor die Front und machten ihre Meldung. Und wieder ging's zum Bahnhof. Heini lief hinterher. Beim Bahnhof stand das ganze Bataillon. Heini fand Herrn Brandt heraus und drängte sich zu ihm durch und sagte: Schicken Sie mir auch mal eine Feldpostkarte. Ich sende Ihnen auch einen dicken Feldpostbrief. Und Herr Brandt gab ihm die Hand und sagte: die sollst du haben. Grüß Vater und Mutter von mir.

Und dann marschierten die Soldaten in den Bahnhof hinein. Und die Leute, die draußen standen, hörten noch eine ganze Zeitlang ihr Singen.

Kaisers Geburtstag im Kriege.

Wie war's doch sonst am Geburtstag des Kaisers? In den Straßen Berlins wehen die Fahnen. Die Garde trägt die schwarzen, weißen und



roten Roßschweife. Es ist große Parade. Ganz Berlin läuft hinter der Musik her. Der Kaiser erscheint. Da klingt überall das Hurra, da donnern die Kanonen. Und immer wieder grüßt er.

Und in Kiel, da liegen die großen grauen Kriegsschiffe. Bunte Wimpel flattern von den Masten. Rund um die Reeling stehen die Matrosen. Alle haben sich angefaßt — es ist Parade. Und dann rollen die 101 Schuß über's Wasser.

Und in den Schulen ist das Kaiserbild bekränzt. Durch die Klassen winden sich Papierguirlanden in allen Farben. Papierfähnchen stecken hinter der Wandtafel. Und in großen weißen Buchstaben steht dran: Hoch lebe Kaiser Wilhelm II. Und dann kommen die Kinder im Sonntagsstaat. Einige tragen Helme und Säbel. Andere bringen ihre kleinen Geschwister mit. Und der Lehrer trägt heute einen langen schwarzen Rock und sieht so feierlich aus und erzählt dann, wie unser Kaiser auch einmal ein kleiner Junge war und immer Soldat spielte. Und Gedichte wurden aufgesagt und Lieder gesungen. Und alle rufen hurra.

— Ja, so war's sonst. Und heut?

Der Kaiser feiert zum erstenmal seinen Geburtstag nicht in Berlin. Wieder wehen die Fahnen dort, wieder donnern die Kanonen, — aber er ist nicht da. Nur die Kaiserin. Und sie geht in die Kirche und betet für ihren Mann draußen im Felde. Und mit ihr beten sie alle, die dort drinnen sind im Dom und die Millionen draußen in den Schulen und allen Kirchen: Gott schütze unsern Kaiser! Ja, er lebt draußen zwischen seinen Soldaten, fast ebenso wie ein Soldat. Kommen neue Züge und bringen neue Soldaten — er fährt zu ihnen, spricht mit ihnen und feuert sie an. Und nachher kommen seine Generäle und zeigen ihm die Karten und wo die Deutschen stehen und die Engländer und Franzosen. Und sie beraten dann, wie sie's machen wollen, um vorwärts zu kommen. Und die Post kommt und bringt ganze Säcke voll von Briefen, alle für den Kaiser, alle aus der Heimat. Und er muß sie lesen und seinen Namen darunter schreiben. Und dann ist er wieder draußen bei seinen Soldaten. So geht's den ganzen Tag.

Und nun ist sein Geburtstag. Soll man ihn diesmal feiern? Es war doch immer der höchste Festtag der Soldaten. Und darum soll er auch diesmal gefeiert werden. In einem großen und kahlen Raum steht an der Rückwand ein Altar. Darüber liegt eine neue Decke, die die Kaiserin als Geschenk gesandt hat. Rechts und links davon stehen Fahnen. Und vorne, auf einer kleinen Erhöhung sitzt der Kaiser, hinter ihm sein Sohn Oskar. Und dann der Reichskanzler und einige Minister und all die Offiziere. Und dazwischen die Schwestern in ihrer schwarz-weißen Tracht. Und dann predigt der Pastor.

Das Antlitz des Kaisers ist ernst, tiefernst. Denkt er an sie alle, die jetzt in der Heimat für ihn beten, an die Großen, die in die Kirche eilen, an die Kleinen, die in den Schulen singen? Oder denkt er an sie, seine feldgrauen Soldaten, die hier und im fernen Rußland oder auf dem weiten Meer für ihn und das Vaterland kämpfen? Denkt er an sie, die gerade in diesem Augenblick unter der Kugel hinsinken? Oder an sie, die nun schon seit Wochen und Monaten fern der Heimat in der Erde ruhen? Niemand weiß es.

Und nun klingt das Niederländische Dankgebet: Wir treten zum Beten. Leise setzt es ein. Immer stärker schwillt der Ton, brausend schlagen die Tonwellen ans Ohr, bis zum mächtigen Aufschwung: Herr, mach uns frei! Das Kampflied ist's. Alle hat's gepackt. Die Augen werden feucht. Sie alle wissen hier, was der Krieg ist. Aber wie sie's singen, die Soldaten, da erwacht wieder der alte Trutz, die alte Kraft, als wäre heute der Krieg begonnen.

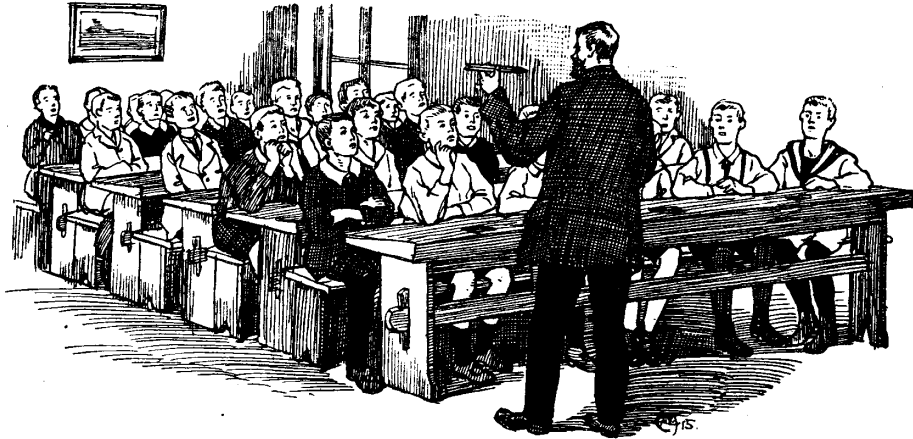
Der Kaiser erhebt sich. Alle gehen hinaus. Und draußen warten seine tapferen Soldaten. Und nun kommen sie heran, das Gewehr geschultert, alle im schlichten feldgrauen Gewand. Eine Reihe nach der andern, ein Zug nach dem andern. Unübersehbar fluten sie heran, als wollte es nie ein Ende nehmen. Und alle im gleichen Tritt. Und immer wieder ertönt das Kommando: Augen rechts! Und dann fliegen die Beine. Tausende von Augen blicken den obersten Kriegsherrn an. Immer wieder hebt er die Hand an den Helm: Guten Morgen, Kameraden.

Aber als dann endlich alle vorüber sind, da lächelt der Kaiser ganz leise: er weiß, es sind die alten noch, seine Soldaten, noch ebenso fest, ebenso stramm, ebenso stark wie beim Ausmarsch aus der Heimat. Und er wendet sich und spricht mit seinen Offizieren.

So feiert er seinen Geburtstag im Lande der Franzosen.

Der Fliegerpfeil.

Heini Will hat ihn von seinem Onkel Karl bekommen. Der arbeitet bei Krüger und Sohn. Dort werden die Fliegerpfeile gemacht, viele, viele Tausend. Und man packt sie in Kisten und schickt sie nach Westen und Osten. Heini beguckte sich den Pfeil. Lang und dünn, wie ein Bleistift war der, auch so spitz unten. Aber oben war das Eisen an vier Seiten weggedrückt: nur vier scharfe Kanten waren stehen geblieben. Und diese Dinge sollten so gefährlich sein?



Er hat den Pfeil mit in die Schule genommen und hat ihn Herrn Franke gezeigt, ihrem Geschichtslehrer. Ja, sagte der und wog ihn in der Hand, ein richtiger Fliegerpfeil. Und er ist damit herumgegangen und hat ihn der ganzen Klasse gezeigt. Er hat ihn dann hoch gehalten und ihn auf den Fußboden fallen lassen — immer fiel die Spitze zuerst nach unten. Ja, sagte er, man sollte nicht meinen, daß der Pfeil hier einen Menschen töten kann. Und doch durchschlägt er mit Leichtigkeit die Schädeldecke oder einen anderen Knochen. Es ist ebenso, wie mit einem Stein, mag er auch klein sein, fällt er oben vom Kirchturm, so kann er auf der Straße jemand erschlagen. Und der Flieger ist meistens noch viel höher. Und er hat nur nötig, eine Handvoll von diesen Pfeilen fallen zu lassen. Er braucht nicht einmal kräftig

zu werfen: sie kriegen schon Schwung von selbst, fallen auch immer mit der Spitze zuerst runter. Wehe dem, der davon getroffen wird! Hier seht ihr die vier Rinnen am Pfeil: es sind die Blutbahnen, hier spritzt das Blut heraus. Und dann hat Herr Franke den Pfeil noch lange in der Hand behalten und hat gesagt: Merkwürdig, daß wir Leute von heute noch wieder auf den Pfeil zurückgreifen mußten. Wer hätte das vor ein paar Jahren noch gedacht. Wir hatten ja Gewehre, Kanonen, mit denen wir zielten, ganz genau. Wenige Probeschüsse und die Kugeln saßen, wie sie sollten. Dieser Pfeil hier, er erinnert mich an ein paar Jungen, die sich aus der Ferne mit Steinen bewerfen. So haben's ja auch einst die wilden Völker gemacht. Mit Steinen warfen sie nach ihren Feinden, mit Steinen töteten sie die Bären. Bis einer sich denn wunderte, daß er solch ein Riesentier durch einen einzigen Steinwurf getötet hatte. Das war ihm noch nie vorgekommen. Und als er dann kam und sah, da bemerkte er, wie die Spitze des Steines im Schädel des Bären steckte. Und er hat gedacht: diesen feinen Stein behältst du und hat ihn immer mit sich herumgetragen und hat immer mit ihm geworfen. Da hatte er den Pfeil erfunden und wußte es nicht einmal. Aber der mußte von der eigenen Hand geschleudert werden. Und wirf du mal einmal eine Stunde mit schweren Steinen — da wirst du schon etwas im Arm spüren. Oder wirf mal gar einen starken Bären tot — der Stein tut's nicht von selber, du mußt ihm etwas mitgeben: Forsche. Ja, bis nun der erste Bogen erfunden wurde — das hat sicher Tausende von Jahren gedauert. Und wie endlich einer darauf kam, den Pfeil nicht mehr durch die Hand, sondern durch einen schlanken Stock fortzuschleudern, ich denke mir's so: da war er auf einen Baum geklettert. Herunterspringen wollt er nicht, der Baum war ihm zu hoch, am Stamm herniedergleiten — das ging ihm zu langsam: er packte die Spitze eines kräftigen Zweiges und sprang hernieder. Da bog der sich unter seiner Last, brach aber nicht. Und als er ihn dann los ließ, flog der Zweig hoch und schlug mit voller Gewalt ins Laub zurück, daß die Blätter nur so stoben und kleine Zweige brachen. Der gebogene Zweig steckt voller Kraft, das hatte dieser Mann erfahren. Und er hat gedacht: kann er mich tragen, kann er Zweige abschlagen, dann muß er auch noch mehr können. Ja, der Mann hat viel gegrübelt, hat

auch oft kleine Stöcke gepflückt, hat sie zwischen den Fingern gebogen, hat sie losgelassen, so daß sie fortschnellten. Und wenn er's nun noch einmal machen wollte, mußte er einen Stock wieder holen und beide Enden nochmals zusammenbiegen. Ob's nun dieser Mann war, ob ein anderer — ich weiß es nicht. Aber irgendein Kluger war's, der sich sagte: wenn du die beiden Enden des Stockes verbindest durch ein Seil oder einen Baststrick, dann ist der Stock ja immer krumm, dann muß ja auch immer noch die Kraft, die Schnell- oder Schwungkraft, in ihm stecken. Und du kannst sie benutzen, wann du willst. So entstand dann der Bogen.

Was sollte er nun damit fortschießen? Steine? Es ging nicht. Stöcke? Ja, das ging. Man brauchte nur den Bogen zu straffen, da flog der Stock. Aber doch sehr unsicher, er wippte beim Fliegen immer auf und ab. Woran das wohl liegen mochte? Das hat den Leuten wieder viel Kopfzerbrechen gekostet. Bis endlich einer die Spitze beschwerte — da ging's. Pfeil und Bogen, das erste Kriegsgerät war fertig. Stolz ging der Schütz mit Pfeil und Bogen auf die Jagd. Wohl ward noch allerlei dran verbessert: man brachte Widerhaken an der Spitze an, damit sie sich festbiß. Man machte Giftpfeile, Brandpfeile, aber sonst blieb ziemlich alles beim alten — durch Jahrhunderte. Bis man Kanonen und Gewehre erfand: der Pfeil ward durch die Kugel verdrängt. Das Pulver hatte größere Kraft wie die Bogensehne. Immer weiter ging's vom Feuersteinschloß zum Zündnadelgewehr, vom Vorder- zum Hinterlader — bis zum Maschinengewehr mit seinen 250 Schüssen in der Minute.

Wer hätte da noch an Pfeil und Bogen gedacht. Sie waren zum Spielzeug für Kinder geworden. Und da taucht nun plötzlich als neueste Waffe der Fliegerpfeil auf. Nicht einmal geschossen wird er, nein geschleudert, geworfen, wie der Urmenschen ihn warf. Und doch hat unser Flieger so wenig mit dem Urmenschen gemein! Ist er noch ein Mensch, der dort oben seine Bogen zieht, sich immer höher schraubt, kühn und sicher? Schwebt er nicht über allem Irdischen? Sicher würde einer unserer Altvordern aus der Zeit Hermanns, des Cheruskers, vor Schreck zur Erde fallen, wenn er den Riesenvogel in den Lüften sähe. Und hat nicht doch unser Flieger auch dem Urmenschen dankbar zu sein? War's dieser nicht, der den Pfeil erfand? Was tat der moderne Mensch noch viel hinzu? — Wieder einmal ist das Aller-, Allerneuste alt, ganz alt.

Ein Feldpostbrief an den Lehrer.

Nun war Heini's Lehrer schon wochenlang fort, und immer noch nicht hatten die Kinder nichts von ihm gehört. Fräulein hatte gesagt: Ja, der hat nun keine Zeit, schreibt ihr doch mal einen Brief an ihn. Einer muß schreiben, und ihr andern schreibt alle euren Namen drunter. Da rief die ganze Klasse Hurra. Ja, das wollten sie tun. Ja, Fräulein, sagte Heini, dann können wir ihm ja gleich was mitschicken.

O ja, meinte Fräulein, das ist fein, jeder bringt etwas mit, und dann machen wir davon ein dickes Paket und legen den Brief obenauf.

Ja, so wollten sie's machen.

Aber nun überlegt euch auch einmal, was ihr ihm denn schenken wollt. Sonst kriegt er vielleicht dreißig Pulswärmer oder zwanzig Tafeln Schokolade. Jeder muß was anderes mitbringen. Morgen sagt ihr mir Bescheid.

Und als dann die Schule aus war, überlegten die Jungen schon, was sie mitbringen wollten: Zigarren, Tabak, Pfeife, Streichhölzer. Friß Mewes' Vater war ja Metzger: da fiel schon eine Rauchwurst ab für den Lehrer. Und auch die Mädchen hatten viel zu kakeln: eine hatte gerade ein Paar Strümpfe fertig, eine andere war gerade bei einem Kopfschüler.

Und als Fräulein am andern Morgen fragte, da riefen alle: Ich, ich, ich — ich und sprangen hoch, als wollten sie sie mit den Fingern aufspießen. Und Fräulein lachte und sagte: Nun aber Ruhe! und fragte dann der Reihe nach und schrieb alles auf. Und immer wieder mußte sie sagen: das haben wir ja schon. Und dann mußte die ganze Klasse mitraten, bis man was neues fand. Schließlich kam sie denn auch zu Dietrich Mener, dessen Vater war ja auch im Krieg. Und Dietrich bekam einen roten Kopf. Ich glaube, der wußte selbst nicht, was er dem Lehrer schenken sollte. Fräulein hatte ihm das auch wohl angesehen und sagte: Dietrich soll uns den Brief schreiben. Damit waren alle einverstanden. Denn Briefschreiben, das war wohl nicht leicht. Wenn nun manchmal keine Linien auf dem Papier waren,

oder wenn die Feder mal nicht schreiben wollte, oder wenn sie gar stecken blieb, oder wenn so'n dicker Klecks aus ihr herauslief und eine große schwarze Kanonenkugel dort auf den Brief malte. Ja, Dietrich durfte den Brief gerne schreiben. Aber er war auch nicht bange dabei; seine Mutter sollte ihm nicht einmal dabei helfen.

Und am andern Tage kamen sie denn alle mit ihren Sachen. Fräulein schenkte die Pappschachtel. Und alles ward einzeln in Papier eingedreht. Und die ganze Schachtel war voll. Und alle Kinder standen um Fräuleins Tisch herum und guckten zu, ob sie's auch ordentlich verstaute. Fräulein fragte Dietrich, ob er den Brief schon fertig hätte. Ja, er hatte ihn schon auf der Tafel fertig. Und er las:

Lieber Herr Lehrer!

Verhau nur wacker die Russen, und bringen Sie uns einen mit. Wir sind alle fleißig und zupfen für die Soldaten. Wir haben auch ein neues Mädchen aus Belgien bekommen. Die kann aber schon Deutsch sprechen. Lieber Herr Lehrer, sehen Sie doch zu, daß wir wieder bald mal großen Sieg haben. Dann haben wir bloß eine Viertelstunde Schule. Und dann wehen hier alle Fahnen. Und Heini Will hat gesagt: Ich hab keine Schularbeiten gemacht, wir haben ja großen Sieg gehabt. Und als wir in die Schule kamen, da war da richtig Antwerpen gefallen. Und wir hatten frei. Da hat Heini Will gesagt: Ich wußte das ja schon. Aber neulich hatte er wieder nichts gemacht und da war kein großer Sieg und da hat er von Fräulein seine Wicse gekriegt und hat gesagt: Ik segget mine Mama!

Viele Grüße von uns allen

Dein Dietrich Meyer.

Fräulein sagte: das ist fein, und die andern sagten auch alle: das ist fein. Und Dietrich bekam einen Briefbogen und mußte nun den Brief von der Tafel abschreiben. Und als er fertig war, schrieben sie alle ihre Namen darunter. Richard Felsch aber mußte ein Bild dazu malen; er war ja ihr

Maler. Der Brief ward eingepackt, das Paket verschnürt — es konnte nach Rußland reisen. — — — —

Die Kinder sprachen noch tagelang davon. Aber endlich hatten sie's doch beinahe vergessen. Und da kam ein Brief aus Rußland: An die vierte Klasse der evang. Schule in der Gertrudstraße Hagen/Westfalen. Der Briefträger klopfte an die Schultür und gab ihn dem Fräulein. Und sie kam zurück in die Klasse, hielt den Brief hoch und lachte und rief: Ein Brief von eurem lieben Lehrer. Und sie las. Und die Kinder hörten zu. Da störte kein Husten, kein Scharren.

Liebe Kinder, liebes Fräulein!

Habt alle herzlichen Dank für Euren Brief. Ich habe mich sehr dazu gefreut und habe ihn auch meinen Kameraden vorgelesen, und auch die haben sich gefreut. Und als ich dann das Paket untersuchte — Himmel, was für Sachen, beinahe so, als wenn Ihr mich für die Hochzeit aussteuern wolltet. Als Soldat kann man so ein großes Paket ja nicht immer mit sich herumschleppen. Da kann man ja nicht schießen und auch nicht stürmen. Da habe ich zu meinen Kameraden gesagt — wir hatten gerade Feierabend und lagen in einer alten Scheune: Achtung! Angetreten! Und als sie standen: Kehrt! Hände auf dem Rücken! Einige wollten nicht. Da sagte ich: Ihr könnt wegtreten, ihr kriegt nichts ab. Und dann habe ich mein Paket genommen und bin zu den andern gegangen, die da noch standen, und jedem habe ich was in die Hand gesteckt. Und alle haben dann gelacht und sich die Sachen beguckt und haben gesagt: Das sind aber nette Kinder, die da in der Schule an der Gertrudstraße.

Ja, wißt Ihr, eigentlich war's uns gar nicht zum Lachen zumute. Den ganzen Tag waren wir marschirt. Und der „Affe“ auf dem Rücken drückte nicht schlecht. Und dann der polnische Dreck! Der flog uns nur so um die Ohren. Bis an die Helmspitze flogen die Spritzer. Und nun waren wir in einer Scheune einquartiert. Die Wagen hatten wir hinausgeschoben, hotten auf die Erde Stroh geworfen. Einen alten Stuhl hatte jemand in die Mitte gestellt. Ein Kerzenstummel war drauf festgeträufelt. Und rund



herum lagen wir und dachten an die Heimat. Da kam die Post. Und ich kriegte das größte Paket. Euch ist's doch recht, daß meine Kameraden auch was davon abbekommen haben?

Einen Russen soll ich Euch mitbringen? Ach Gott, wir fangen ja jeden Tag welche. Aber freut Euch, daß sie nicht zu Euch kommen. Die Ostpreußen haben genug von ihnen bekommen. Da rauchen die Mauern noch, und die Leute haben kein Dach mehr überm Kopf. Und viele haben die Russen totgeschossen und viele mitgenommen. Wie mag's ihnen gehen!

Einen großen Sieg wollen wir auch schon mal wieder besorgen. Wir warten bloß noch auf neue Soldaten. Dann geht's aber wieder auf die Russen los. Und Ihr sollt sehen, dann kriegt Ihr wieder frei. Heini Will soll aber jeden Tag seine Schularbeiten machen, sonst sage ich's einmal seiner Mama.

Und nun seid alle herzlich begrüßt, Ihr, nebst Fräulein und Euren Eltern von

Eurem

Lehrer.

Soldatenbegräbnis.

Man hatte ihn bewußtlos aus dem Lazarettzug gehoben. Er konnte nicht weiter. Und ein Auto hatte ihn in unser Krankenhaus gebracht. Dort lag er nun ein paar Tage, schlug aber nicht die Augen auf und redete allerlei vor sich hin. Wohl wollte ihm die Schwester den Kopf kühlen, wohl kam der Arzt immer wieder an sein Bett — sie konnten nicht helfen. Ja, und sie wußten nicht einmal, wer er war. Er kam ohne Erkennungsmarke, ohne Papiere — er kam ohne Namen.

Und nun war er gestorben. Es stand auch in der Zeitung. Er hatte auch seine Anzeige mit schwarzem Trauerrand. Und drüber das Kreuz — es fehlte der Name. Heute sollte er begraben werden. Oben auf dem Sarg lagen Helm und Säbel. Und ringsum die Kränze mit langen Schleifen. Dorauf die Musik. Und alle Militärvereine. Sie tragen die blaurote Kappe, die alten Krieger und auf der Brust die blanken Denkmünzen. Und dann die Weißbärtigen, die Helden von 70/71, die auch wissen, was der Krieg ist, und die Gott weiß wieviele Kameraden schon begraben haben und nun diesen jungen Krieger begleiten. Schwere Fahnen bewegen sich langsam, lange schwarze Store flattern.

Und hinter dem Sarge, da folgen sie, die mit ihrem Kameraden draußen waren, unsere tapferen Feldgrauen. Lauter Verwundete. Sie tragen ihr schlichtes Ehrenkleid, sie tragen den Arm in der Binde, gehen an Stöcken. Aber sie geben ihm das Geleit, dem Unbekannten.

Und dahinter die Bürger mit ihren hohen Hüten — ein langer, langer Zug. Und auf den Bürgersteigen stehen Frauen und Kinder, schweigend. Und alle blicken dem Totenwagen nach.

Nun ist er auf dem Kirchhof. Der Pastor predigt. Der Sarg gleitet in die Tiefe. Drei Salven tönen über's Grab. Die Fahnen neigen sich grüßend drüber. Ein paar Hände voll Erde rollen hinein. Und unter den Klängen des Torgauer Marsches geht's zurück.

Und irgendwo im Vaterland, da sitzen die Eltern und bangen um ihren Sohn. Wochenlang blieben sie ohne Nachricht. Immer tröstet der Vater: Vielleicht darf er nicht schreiben. Bis denn endlich ein Brief eintrifft,

einer mit fremder Schrift. Vermißt! steht drin. Vermißt? Was soll's heißen? Natürlich ist er gefangen. Aber von wem? Wo ist er? Und wieder wird geschrieben, hierhin, dorthin. Und wieder erkundigt man sich bei dem und jenem, der auch in der Kompagnie war. Niemand weiß etwas. Vermißt.

Die Alten hoffen bis nach dem Kriege. Sie erzählen sich wunderbare Geschichten von Vermißten, die 70/71 noch jahrelang nach Beendigung des Krieges zurückkehrten.

Er wird nicht kommen. Er ist tot. Aber wo liegt er? Sicher im fernen Lande, sicher mit Hunderten im Massengrab. Und doch ruht er hier in heimatllicher Erde. Vielleicht gar nicht so weit von seiner Heimat. Aber wer kann's wissen? Er war ja ohne Namen.



Der Vater ist auch fort.

Nun ist Heini Wills Vater auch fort. Schon vor einem Monat hatte er aus der Werkstatt fort und wieder auf die Lokomotive müssen. Und dann hatte er abends noch Bescheid gekriegt, morgen solle er fort nach Belgien und dort eine Lokomotive führen. Nun ist er schon vierzehn Tage fort und hat auch schon ausführlich geschrieben.

Den ganzen Tag steht der Vater auf der Maschine mit seinem Heizer. Es ist eine belgische Lokomotive, ein Klapperkasten, wie der Vater schreibt. Aber sie ist jetzt deutsch, und deutsch sind auch alle die grünen belgischen Wagen. Die belgischen Inschriften haben die Soldaten einfach durchgestrichen und drauf geschrieben: Kaiserl. deutscher D-Zug Berlin—Paris. Der Vater fährt nun jeden Tag unsere Feldgrauen, jeden Tag neue. Und alle sind vergnügt, alle bemalen die Wagen, alle singen die Wacht am Rhein.

Ja, Heini kann sich schon den Vater denken, wie der Vater dort steht in seiner schmierigen und blanken Öljacke, die Hand am Hebel. Und wie er gerade ausblickt, ernst: er ist ja im Feindesland — man kann nie wissen. Und der Heizer guckt immer auf das Wasserstandsglas und reißt den Feuerraum auf und wirft Kohlen hinein.

Und der Vater hat geschrieben von einem Tunnel, den hatten die Belgier vollgestopft mit lauter Lokomotiven, die hatten sie einfach aufeinanderlaufen lassen, mit voller Wucht. Da waren sie denn mit Krachen ineinandergerannt. Aber unsere Pioniere haben den Tunnel gesprengt und haben da aufgeräumt — das Loch ist frei. Und jetzt stehn dort unsere Landstürmer, haben das Seitengewehr aufgepflanzt und passen auf, daß niemand die Bahn beschädigt. Ja, und in den kleinen Bahnwärterhäuschen an der Schranke, da wohnen sie. Und wenn ein Zug kommt, dann halten sie Schilder hoch. Darauf steht: Uns fehlt Tabak, oder: Hundekalt — schenkt Kohlen. Da werfen ihnen dann die Soldaten etwas hinüber.

Der Vater ist auch schon ein paarmal nach Löwen gefahren. Er hat

gerade auf dem Bahnhof gehalten mit seinem Zuge, als die Leute dort zu schießen anfangen. Die Belgier hatten die Rolläden niedergelassen und haben immer dadurch geschossen. Ja, selbst Maschinengewehre haben sie auf den Dächern und Balkons stehen gehabt. Unsere Soldaten wollten gerade nach Antwerpen abmarschieren. Viele waren auch schon weg — da fingen die Belgier das Schießen an. Da stellten sich unsere Soldaten dann mit dem Rücken gegen die Häuser und schossen dann in die Häuser, die gegenüber lagen. Ja, und es war man gut, daß Vater gerade mit seinem Zuge angekommen war. Die Soldaten, die drinnen saßen, sprangen heraus und halfen ihren Kameraden.

Und dann schlugen sie die Haustüren ein und stürmten in die Wohnungen. Und alle Belgier, die da Waffen in der Hand hielten, mußten hinaus und Frauen und Kinder auch. Und die Offiziere sagten: Die Häuser, aus denen geschossen wurde, werden niedergebrannt. Da zündeten denn unsere Soldaten die Betten an und warfen sie in die Stuben. Und bald brannte ein Haus nach dem andern. Ganze Häuserreihen. Ja, warum hatten die Bürger auch auf unsere Soldaten geschossen!

Ja, Heinis Vater ist noch einmal in Lebensgefahr gewesen, und er wußte es gar nicht. Da hatten die Belgier ganz viele Güterwagen mit Sand beladen, hatten die Maschinenkessel geheizt bis sie rot waren und hatten sie dann ohne Führer laufen lassen. Und sie waren gerannt, die Züge, gesaußt. Hineinpeifen sollten sie in deutsche Militärzüge, sollten Hunderte unserer Soldaten zu Krüppeln machen oder sie töten. Aber unsere Streckenwärter hatten aufgepaßt — längs den Telegraphendrähten liefen fliegende Nachrichten: Achtung! Haltet sie! Der Vater war gerade auf seinem Soldatenzug aus der Stadt het heraus, da kam so ein Sandzug dahergebraust. Bei der nächsten Weiche entgleiste die Maschine. Die Räder wühlten sich in die Erde. Die Lokomotive überschlug sich: der ganze Zug stockte. Zwei Bahnmänner, die dort gerade arbeiteten, wurden zerquetscht, sonst niemand. Unsere vielen Soldaten, und mit ihnen Heinis Vater, waren gerettet. Da hatte man nun schnell nach unseren Pionieren gerufen. Die hatten zwei kleine Brücken gesprengt. Und als dann neue wildgewordene Züge heranratterten, stürzten

sie in einen Abgrund. Ein fürchterliches Krachen und Geknirs: ein Wagen polterte auf den andern. Wieder waren unsere Soldaten gerettet.

Der Vater hat geschrieben, er hat viele Nächte lang gar nicht schlafen können, er hat immer an die wilden Züge denken müssen. Was hätte es nicht für ein Unglück geben können! Und kann's nicht noch jeden Tag kommen? Wenn da nun einer einen Signalmast falsch stellt? Wenn eine rucklose Hand ihn auf „Einfahrt“ reißt und das nun eine Todesfahrt bedeutet? Wenn die Weichen verschoben sind, wenn ein Schienenbolzen gelockert ward? Wenn unter den Geleisen Dynamitpatronen lauern?

Ja, Heinis Vater ist im Feindesland. Er hat aufzupassen, nicht nur für sich, nein, für sie alle, die im Wagen sitzen. Da kann man sich schon denken, warum der Vater immer so ernst ist. Und die Mutter hat auch gesagt: Gerade darum haben sie ja unsern Vater ausgesucht. In seiner Hand da liegt jeden Tag das Schicksal tausender deutscher Soldaten.



Kriegsweihnachten.

Sie saßen an dem Tisch, Heini und seine Mutter. Auf dem Fußboden stand der brennende Tannenbaum mit all den bunten Glaskugeln und Goldfäden und Äpfeln. Heini stellte seine Bleisoldaten auf — hier die Franzosen und dort die Deutschen und kommandierte und schoß dann mit Erbsen nach den Franzosen, daß sie alle umfielen. Die Mutter guckte nach dem Baum. Sie dachte wohl an den Vater. Ob er auch wohl Weihnachten feierte? Oder ob er auch heute auf der Maschine stand, das Auge scharf nach vorne gerichtet, die Hand am Hebel? Und ob er wohl sein Weihnachtspaket bekommen hatte?

Ein paar Tage später kam Vaters Weihnachtsbrief. Er hatte schon die Hoffnung aufgegeben gehabt, Weihnacht zu feiern. Den ganzen Tag hatte er gefahren, wieder mit einem Zug neuer Soldaten. Der Heizer hatte unterwegs einen kleinen Tannenbaum aufgegabelt und hatte den vorn an die Lokomotive gesteckt. Und die Soldaten hatten sich unterwegs Tannenzweige von den Leuten geben lassen und hatten die Wagenfenster damit geschmückt. Und sie sangen dann ein Weihnachtslied nach dem andern. Der Vater hatte geglaubt, das sollten seine Weihnachten sein. Und nun waren sie auf einer Haltestelle, wo die Soldaten aussteigen mußten. Und die Soldaten waren abmarschirt. Vater hatte aber den Befehl gekriegt, hier eine Stunde zu warten. Da hatte der Bahnhofsvorsteher gesagt: — es war ja ein deutscher Beamter — hier ist heute nachmittag ein Paket abgegeben für den Lokomotivführer Will. Sind Sie das? Und als der Vater Ja sagte, meinte er: Kommen Sie nur mit in mein Dienstzimmer. Dort ist's warm. Was wollen Sie da solange auf der zugigen Maschine stehen. Und er war mitgegangen und hatte das Paket geöffnet. Oben auf lag der Brief. Mutter und Heini hatten beide geschrieben. Beide wünschten, daß er bald wiederkäme. Heini hat auch um eine richtige belgische Soldatenkappe, die sollte der Vater ihm mitbringen. Und dann hatte er ausgepackt: den Speck, die Wurst, den Tabak, die Zigarren.

Und sie hatten da zusammengessen und hatten geraucht und sich was von der Heimat erzählt. Und dazu hatte das elektrische Läutewerk geschellt, die Telegraphenapparate hatten getickt.

Dann hatte der Vorsteher gesagt: Drüben im Wartesaal ist gerade jetzt auch Feier für die Soldaten. Jeden Tag feiert eine Kompanie. Wollen Sie sich das nicht einmal ansehen?

Der Vater war hinübergewandert. Da waren die Tische zu einem langen Hufeisen zusammengeschoben. Und auf den weißen Tischtüchern lagen die Geschenke. An jedem hing ein kleiner Zettel. Und in der Mitte brannte ein hoher Christbaum, fast bis unter die Decke reichte der. Ja, der war aus Deutschland gekommen und die Kugeln und Kuchen, die dranhingen, ebenfalls. Und nun standen die Soldaten und sangen dort dreistimmig: Stille Nacht. Und sie guckten alle nach dem Baum. Und der Hauptmann hielt dann eine Rede und sagte: Das wäre Kriegsweihnachten. Draußen würde geschossen, und mancher Kamerad mache vielleicht gerade am Weihnachtsabend seine Augen für immer zu. Aber sie sollten heute den Kopf nicht hängen lassen und nicht soviel an zu Hause denken. Dort habe man sie nicht vergessen. Ein ganzer Zug mit Liebesgaben sei angekommen. Und davon solle nun jeder ein paar neue Sachen haben. — Da hatte denn nun jeder seinen Platz aussuchen können. Jeder hatte ein kleines Päckchen mitnehmen können. Und Vater war dann gegangen und hatte einen Lazarettzug nach der Grenze fahren müssen.

Mutter war nachher mit dem Brief zu Frau Müller gegangen. Und sie kam zur rechten Zeit. Denn sie saß da gerade und weinte. Ihr Mann hatte auch geschrieben. Er hatte wenig von Weihnachten gehabt. Vor dem Schützengraben hatte er gelegen, in einem Granatenloche, als Horchposten, das Gewehr schußfertig aufgelegt. Vorsichtig hatte er nach allen Seiten ausgespäht. Man glaubte nämlich, daß der Feind heute noch einen Durchbruch versuchen werde. In der Ferne hatten die Gewehre geknattert. Ab und zu war ein Lichtschein über den Himmel gehuscht. Auch die Kanonen hatten gebrummt, immer in gleichen Pausen, — aber der Feind war nicht gekommen. Und es hatte geregnet. Die Strohschütte, auf der er lag, war ganz naß geworden. In der Kuhle

hatte sich das Wasser gesammelt: die Stiefel lagen im Wasser. Was nützte der Sack, den er über die Schulter geworfen hatte: langsam zog das Wasser hindurch, auch durch den Mantel. Immer schwerer drückte das Zeug. Und doch mußte er dort liegen im Matsch, durfte sich nicht rühren, mochte er auch den Mantel, den Anzug mit Lehm von unten bis oben beschmierien.



Währenddessen hatten die Kameraden in den Erdhöhlen es besser gehabt. In einigen Unterständen hatten sie einen richtigen kleinen Christbaum gehabt und hatten gesungen. Als dann aber die Ablösung kam und Herr Müller die Seltbahn zurückschob und in seine Höhle kroch, da konnte er an Weihnacht denken. Er warf sich auf's Lagerstroh, so naß wie er war. Hier war's wenigstens warm. Der Ofen in der Ecke hatte ganz rote Backen. Und ziemlich sicher vor den Granaten war man auch — die Erddecke war ja beinahe fünf Meter stark. Ja, hier war's gemütlich. Sogar ein Spiegel im Goldrahmen, sogar ein Hindenburgbild hingen hier am Nagel. Und als er nun die Pfeife angesteckt hatte, da war's hier beim Ofen beinahe mollig.

Mochte das Zeug auch dampfen, damit mußte man sich schon abfinden. Und als er dann seine Weihnachtspaketchen aufgemacht hatte, ja da war's hier erst richtig Weihnachten. Da war wohl ein Karton, in dem waren nur noch ein paar Krümchen — der Pappkasten war nicht stark genug gewesen. Aber dort der Feldpostbrief mit Schokolade war unverletzt. Und als er nun das Schreiben gelesen hatte, da lag er dort noch eine Zeitlang und rauchte und träumte mit offenen Augen, bis ihm denn die Augen ganz zufielen, bis er dann wirklich träumte, es wäre Krieg und er sähe auf seinem Schusterbock und gucke auf die Gertrudstraße und sähe die Kinder aus der Schule kommen. — — —

Die Frauen lasen einander die Briefe vor und sprachen dann von ihren Männern, die Weihnachten feierten, zum erstenmal fern von ihnen und der Heimat.

Der erste Schnee.

Heini war draußen gewesen. Es schneite heute zum erstenmal in diesem Jahr. Er griff nach den Flocken. Er legte den Kopf in den Nacken und versuchte die Flocken mit dem Munde zu fangen. Er freute sich, wenn die Flocken nun an seinem Anzug hängen blieben, daß der ganz weiß ausah, als hätte er sich im Mehl umgekehrt. Ja, die Erde wurde auch schon weiß. Vorhin war's noch so gewesen, daß die Steine den Schnee einfach verschluckten. Aber nun war's ihnen doch zu viel: der Schnee blieb liegen. Und die Wagen fuhren ganz leise. Und die Leute gingen unhörbar, als wenn sie alle Gummischuhe anhätten. Es war eisiger Winter.

Heini ging hinein in die Schusterwerkstatt. Fritz, der Lehrjunge, saß da auf seinem Bock und pfiff. Es wollte schon dunkel werden, und er saß schon hinter seiner Schusterkugel und nähte.

Junge, Fritz, da liegt aber schon eine Menge Schnee draußen, sagte Heini und nahm seine Kappe ab, daß der Schnee auf den Fußboden fiel und dem Lehrling auch ins Gesicht flog.

Aber der lachte bloß dazu, stach mit der Ahle ins Leder, steckte die Schweinsborsten hier und dort hindurch, wickelte den Pechdraht um die Hand und zog ihn mit kurzem Ruck an. Ja, wenn er nur liegen bleibt, sagte er und stach von neuem ein paar Löcher.

O, der soll schon liegen bleiben. Weißt du noch, wie wir uns voriges Jahr geklütert haben? Ich stand hinter der Tür, und als du hinaus kamst, warf ich dir eine Schüppe voll losen Schnee in den Nacken. Und du standst dann da und schütteltest dich und holtest ihn mit den Fingern wieder raus.

Ach was, dafür hab ich dich ja nachher auch gewaschen, sagte Fritz und zog wieder an seinem Pechdraht.

Ja, Fritz, weißt du noch, wie wir gerodelt haben. Du steuerdest. Und wir sausten gegen den Eckstein und schmissen um, und ich machte da mit der Nase Blutwurst. Ja und dann nachher, wie wir einen ganz langen Schlitten-

zug gemacht hatten. Und du saßest auf dem letzten Bergschlitten und flogst immer hin und her!

Ja, Junge, aber in diesem Jahr ist's doch wohl anders, nicht? Ich glaube, daß unsere Soldaten sich nicht zum Schnee freuen. — Und Fritz



machte ein kluges Gesicht, als wenn er schon Meister wäre.

Warum denn nicht?

Ja, lieg du einmal den ganzen Tag im Schnee. Da kriegt aber Eisbeine, du!

Man halb so schlimm, meinte Heini. Meinst du, ich hätte noch nicht

im Schnee gelegen? O wie oft schon. Wenn Rudi und ich Adler machen, dann werfen wir uns ja immer lingerlang hinein und schlagen mit Armen und Beinen. Und eine richtige Schneebude habe ich mir auch schon gemacht, ordentlich mit zwei Fenstern. Und eine Kerze habe ich drinnen angesteckt.

Ja, sagte Friß, aber nun lieg mal den ganzen Tag drin.

Aber sie haben doch ihre Höhlen. Da sind doch richtige Öfen drin, das hat dein Meister doch auch geschrieben.

Richtig, antwortete Friß und stach wieder mit der Ahle zwei Löcher, aber er hat doch auch geschrieben von den Posten, die da draußen liegen und stehen. Sie haben ja Mäntel und Kopf- und Kniewärmer, und ihre Hände haben sie in dicken Handschuhen, und die stecken sie auch noch in die Mantelärmel, als wär's ein Muff. Und doch ist's kalt. Die Leute können sich ja nicht bewegen: zehn Schritte auf, zehn Schritte ab — das ist alles. Nun denk dir, der Wind püstert ihnen den Schnee immer so ins Gesicht. Sie können wohl nicht mal die Augen ordentlich offen halten. Und doch müssen sie gegen den Schnee angucken, daß der Feind nicht kommt.

Du, Friß, sagte Heini nachher, Meister Müller schrieb doch neulich vom Regen, der hätte ihnen auch nicht gefallen. Aber denk mal: der Schnee macht doch die Soldaten alle weiß und den Schützengraben und das Feld, da können die Engländer ja gar nicht unsere Soldaten sehen.

Und unsere die Engländer auch nicht, lachte Friß.

Unsere können doch wohl besser sehen, als die Engländer, nicht Frau Müller?

Die hatte bei ihnen gefessen und hatte einen Strickstrumpf in der Hand. Nun besann sie sich erst ein bißchen und sagte dann: Ja, ich glaub, das kommt auf den Wind an.

Warum denn?

Ja, geh mal raus und laß dir vom Wind den Schnee ins Gesicht blasen, da wirst du bald merken, wie weit du sehen kannst.

Ja, der Wind ist westlich, meinte der Lehrling.

Heini ging nach der Karte, die Friß aus der Zeitung geschnitten und

an die Wand geklebt hatte. Aber er konnte nicht klug draus werden. Friß war fertig mit seiner Näherei, schnitt den Pechdraht ab, warf den Stiefel in die Ecke und kam jetzt zu Heini und sagte: Siehst du, da ist Öpern, da stehen unsere Soldaten, und gegenüber sind die Engländer. Siehst du, unsere gehen nach Westen, gegen den Wind. Die Engländer haben's besser, die haben ihn auf dem Rücken.

Du, ich glaube, bei diesem Wetter bleiben unsere Soldaten ruhig in ihren Gräben, meinte Heini.

Aber er war nun doch still geworden, und als er nachher die Treppe hinaufstieg, da wußte er's doch nicht ganz genau, ob sich die Soldaten auch zu dem Schnee freuten.

Die Mutter aber meinte auch: Wenn's nur nicht mehr Schnee gibt! Ich habe heute schon soviel an unsern Vater denken müssen. Dann kann er ja nicht mehr fahren und kann keine neuen Soldaten mehr hinbringen. — — — — —

Am andern Morgen, als Heini aus dem Fenster guckte, rief er: da ist noch Schnee, aber mehr hat's nicht gegeben. Schlittensfahren können wir. Und die Lokomotiven habe ich eben auch vom Bahnhof her pfeifen hören, Vater wird auch wohl noch fahren können.

Gefangene Franzosen.

Nun sind sie auch bei uns. Fünzig gefangene Franzosen haben wir gekriegt. Zwölf Landstürmer waren dabei, die sollten sie bewachen. Und draußen vor der Stadt, in dem großen Grauwacken-Steinbruch, da sollen sie arbeiten. So hatte es in der Zeitung gestanden. Heini hätte auch gerne einmal richtige Franzosen gesehen. Er hatte ja eine Form, mit der er sich französische Bleisoldaten gießen konnte. Und aus einem Bilderbogen hatte er auch Turkos ausgeschnitten. Und nun hätte er doch gerne gesehen, ob die Franzosen auch richtig so rote Hosen anhatten und was für ein Gesicht sie machten. Er quälte Mutter so lange, bis die sagte: Ja, Sonntag gehen wir. Aber Heini meinte: Sonntags arbeiten sie ja gar nicht, wer weiß, ob wir sie dann zu sehen bekommen.

Na gut, dann gehen wir am Mittwochnachmittag, wenn du keine Schule hast. Aber nun halt auch deinen Mund.

Ja, wenn nur erst Mittwoch wäre. Und doch sollte Heini schon vorher einen Franzosen sehen. Als er Montag mittags aus der Schule kam und durch die Mittelstraße ging, standen dort viele Menschen auf dem Haufen. Und immer mehr kommen hinzu. Heini fragte: Was ist da los? Ach, sagte ein Mann, da ist ein Landsturmmann mit einem Franzosen und wartet auf die Elektrische. Heini konnte nichts sehen, vor all den Leuten. Aber er kletterte an einer Laterne hoch und hielt sich nun oben fest und sah nun den Franzosen. Ja, er hatte rote Hosen und einen langen blauen Mantel mit umgeschlagenen Ecken und einen pechschwarzen Knebelbart. Aber wie blaß der ausah, und dann hielt er auch sein Taschentuch immer vor den Mund und spuckte Blut hinein. Und der Landstürmer stand dabei, das Gewehr am Riemen über der Schulter. Und als dann beide abfuhren, guckten alle Leute ihnen nach. Ja, sagte nachher einer: der war ausgekniffen, und nun hat ihn der Soldat wiedergeholt. Ja, und als der Franzose nicht stehen wollte, hat er ihn angeschossen. Der blutete ja. Am

andern Tag aber stand in der Zeitung: Ein großer Menschenauflauf war gestern in der Mittelstraße. Ein Landstürmer hatte einen gefangenen Franzosen zum Zahnarzt begleitet, der dem Gefangenen mehrere Zähne zog. Alle Gerüchte, die das Publikum schnell verbreitete, waren wie gewöhnlich unwahr.



Und Heini hatte das auch erzählt, was er von den Leuten gehört hatte, zu Hause und in der Schule. Er kriegte einen ganz roten Kopf, wenn er daran dachte, daß das Fräulein das nun auch las, was in der Zeitung stand.

Der Mittwochnachmittag war da. Gleich nach Mittag hatte Heini seine Schularbeiten gemacht. Es konnte losgehen. Als er mit seiner Mutter wohl eine Stunde marschiert hatte, kamen sie an den großen Steinbruch.

Gewiß ein paar hundert Meter gingen die Felsen nach oben. Man sah's an den Bäumen, die oben am Rande standen — sie waren ganz klein. Die roten Steinbrocken waren aufeinandergestellt, wie riesenhafte Bauklöße. Und unten stonden nun die Arbeiter: Franzosen in ihrer blauroten Uniform. Einige trugen die sackbreiten roten Hosen und eine ganz kurze Jacke, andere blaue Hosen mit zwei ganz breiten roten Streifen. Nur wenige noch hatten die rote Schirmkappe. Die meisten trugen einen alten Hut, hatten allerlei Buchten und Beulen hineingedrückt, hatten ihn umgekehrt über den Kopf gestülpt, so daß der Hutrand nach oben stand. Und nun warfen sie die Steinbrocken in die Kippwagen. Zwei waren da, die faßten immer einen größeren Stein gemeinsam, schwenkten ihn ein paarmal hin und her und warfen ihn dann in den Wagen, daß es knallte. Und daneben standen die Wachtposten mit ihrem Gewehr, sprachen mit den Franzosen, lachten mit ihnen und zeigten immer mit den Händen, wenn die Gefangenen sie nicht verstanden. Manchmal griffen sie auch wohl einmal mit zu, wenn die Wagen weggeschoben werden sollten.

Auf einmal gab's ein Hornsignal. Alle warfen die Steine hin und liefen schnell aus dem Bruch, beide, Gefangene und Landstürmer. Zwei Männer standen da nun auf der Straße und winkten mit roten Fähnchen. Heini und seine Mutter mußten auch zurück: es sollte geschossen werden. Man wollte die Steine sprengen. Und nun kam Knall auf Knall, und man hörte deutlich, wie die Steine herniederpolterten. Als aber dann ein Mann wieder blies, ging der Mann mit der roten Fahne fort und die Franzosen begaben sich an ihre Arbeitsstätte. Wieder hackten sie Steine los, schaufelten und warfen sie in den Wagen. Andere schlugen mit großem Hammer die Brocken kleiner. Andere fuhren die Wagen fort. Das alles ging nicht schnell, aber immer stetig: es war ja auch eine schwere Arbeit und die sollten sie doch auch einen ganzen Tag aushalten.

Oben aber, auf dem Vorsprung des Berges, stand eine Wellblechbaracke. Dort schliefen sie. Der Schornstein qualmte. Sicher war dort einer und kochte das Abendessen, gerade so, wie sie's von zu Hause gewohnt waren. Und nach der Arbeit sitzen sie dort zusammen, rauchen und sprechen von der

Heimat. Wohl haben sie alle nach Hause geschrieben, daß Frau und Kinder sich nicht sorgen sollen, weil ihnen niemand etwas tue. Aber sie sehnen sich nach dem Frieden, sie haben „den Jammer“ nach Hause. Wer will's ihnen verdenken!

Heini hatte sich das mit den Gefangenen ganz anders gedacht, hatte gemeint, sie säßen hinter Mauern und dicken Gittern und dürften bloß mittags eine Stunde zwischen himmelhohen Mauern spazieren gehen. Und nun arbeiteten sie, gerade wie andere Leute auch. Und lachten und erzählten sich was mit unsern Soldaten, die sie bewachen sollten.

Ja, sagte die Mutter, ich glaube, es ist ganz gut für die Leute, daß sie den ganzen Tag etwas um die Hand haben. Da sitzen sie nicht herum und denken soviel an die Heimat, da vergessen sie das Heimweh.

Verdun gefallen?

Hurra, morgen ist wieder einmal ein Feiertag, Mutter. Alle Leute sagen, Verdun sei gefallen, rief Heini.

Ja, aber warum schlagen die Leute nicht, und warum hört man nicht die Siegesglocken? fragte sie.

Ach, du, das wird wohl ebenso sein, wie damals bei Antwerpen. Da wußten wir's auch schon alle einen Tag voraus, und am andern Tage wurde erst geläutet.

Woher hast du's denn? fragte die Mutter. Ja, Friß, der Schusterlehrling, sagt's auch. Er hat's von einem Soldaten, der hat's ihm durch's offene Fenster zugerufen und hat gesagt, er solle heute nur Feierabend machen und den alten Stiebel in die Ecke werfen. —

Merkwürdig war's, alle Leute sprachen davon. Der Briefträger, der eine Karte brachte: Haben Sie's schon gehört, Frau Will? Es ist wahr, ein Kollege von mir hat das Telegramm eben nach der Hagener Zeitung gebracht.

Und die Jungen hatten sich wieder einmal eingehakt und sangen die Wacht am Rhein: es mußte etwas dran sein.

Da kam denn auch Herr Klein, der Polizist, der bei ihnen im Hause wohnte. Die Mutter kannte schon seinen Tritt, wie er die Treppe hinaufstieg. Sie machte die Flurtür auf und sagte: Guten Tag, Herr Klein, ist's wahr, das von Verdun?

Da soll aber doch gleich ein Donnerwetter dreinschlagen, Frau Will, sagte der und stampfte mit dem Fuß. Den ganzen Nachmittag laufe ich herum und suche nach dem Kerl, der das aufgebracht hat. Und einer hat's immer vom andern, und keinen kann ich packen. Dummes Zeug ist alles. Wir haben angefragt beim Bezirkskommando — nichts ist davon wahr. Und doch sagen's alle Leute. Die Depesche hänge ja aus, sagen sie, in der Wirtschaft „zum goldenen Stern“ am Bahnhof. Ich werde dahin geschickt und soll die Geschichte untersuchen. Unterwegs fragen mich natürlich die Jungen: Herr Klein, warum wird doch eigentlich nicht geläutet? Verdun ist doch gefallen. Dummes Zeug, sage ich. Nein, ganz gewiß, sagen sie, beim Bahnhof ist's angeschlagen. Na, ich denn dahin. Richtig, da hing am Fenster

ein großer weißer Zettel. Und da steht's nun mit großen Schreibbuchstaben: Verdun gefallen. Die Zahl der Gefangenen ist noch nicht zu übersehen. Die Kriegsbeute ist groß. Und die Menschen schieben und stoßen sich davor und machen lange Hälse. Ich gehe vorsichtigerweise zum Telegraphenamt. Ich frage: Stimmt das mit Verdun? Haben Sie das Telegramm da drüben im „Goldenen Stern“ ausgefertigt? Ein Beamter sagt: Na, eigentlich dürfen wir ja nichts sagen. Aber ich will's mal tun, weil Sie es sind: Nein, wir wissen von nichts. — Also: die Post weiß nichts, das Bezirkskommando weiß nichts, die Polizei auch nicht. Ich denn hinein in die Wirtschaft. Die ganze Stube sitzt voll. Die Leute singen und rufen Hurra. Prost, Herr Wachtmeister, sagt einer — das haben wir fein gemacht, nicht?

Sie haben gar nichts gemacht, schnauze ich ihn an, gar nichts, als ein paar Gläser Bier getrunken und Hurra gerufen. Das ist kein Kunststück.

Und dann geh ich zum Wirt und frage, woher er den Zettel hat. Ja, sagt er, ein Reisender aus Barmen hat die Nachricht mitgebracht. Dort läuten alle Glocken, hat er gesagt, und die Schulkinder ziehen mit Fähnchen durch die Stadt. Und er hat sich gewundert, daß wir hier von nichts wußten. Und da hat ein anderer Gast denn den Zettel geschrieben und ins Fenster gehängt. Warum sollten nicht alle Leute das wissen?

Ich frage nach dem Barmer Reisenden.

Ja, der ist fort. Aber es sind auch schon Bahnbeamte hier gewesen und die haben erzählt: Die Offiziere haben's auf den Bahnsteigen ihren Soldatengesagt.

Wo denn die Eisenbahner wären, habe ich gefragt.

Ja, die seien auch gerade gegangen.

Da hab ich denn zum Wirt gesagt: Nehmen Sie sofort den Zettel weg, es ist alles nicht wahr.

Da sind denn einige Leute aufgesprungen und haben gerufen: Es ist doch wahr! Und einer hat gesagt: Die Extrablätter werden ja schon verteilt.

Wo denn? habe ich gefragt. Haben Sie denn schon eins gesehen?

Nein, das hatte er nicht. Aber er ist gleich hinausgerannt, um eins zu holen, — ist aber nicht wiedergekommen. Warum, weiß ich nicht.

Und ich habe nochmals gesagt: Beruhigen Sie sich, meine Herren, das

mit Verdun ist leider nicht wahr. Der Herr Oberbürgermeister hat überall angefragt. Auf der Post bin ich gewesen — niemand weiß etwas. Und das merken Sie sich, meine Herren, wer falsche Nachrichten verbreitet, fliegt in'n Kasten. — Verfügung des kommandierenden Generals.

Und dann bin ich gegangen. Und sie werden wohl noch hinter mir hergeschimpft haben.

Als ich dann nachher an der Zeitung vorbeikam, steht dort auch Kopf an Kopf, jeder wartet auf die Extrablätter. Aber die wollen nicht kommen. Jeder will's am großen Fenster lesen, aber da steht nur der tägliche Bericht und die Karte mit den Fähnchen. Und Verdun zeigt noch immer die blauweiß-rote Fahne. Ich gehe unter die Leute, spreche mit den Bekannten und sage immer wieder: es ist nicht wahr. Immer wieder muß ich hören: Doch, doch, fünf Zeppeline haben's gemacht. Ein Major hat's vorhin noch einem Nachbar gesagt.

Da gehe ich denn ins Haus hinein und suche die Zeitungsleute auf und frage: Nun, wie ist's mit Verdun?

Ach Gott, Herr Wachtmeister, sagen die, helfen Sie uns doch. Wir haben unsern Fernsprecher schon abstellen müssen, — es war vorm Ge-
klingel nicht mehr auszuhalten.

Da spreche ich denn mit den Zeitungsmännern und sage: Das beste wäre wohl, wenn einer von den Herren es hier vom Balkon hinunterriefe, daß alles nicht wahr ist. Mir glauben sie es nicht.

Das tut denn auch einer von ihnen. Laut ruft er über die Straße: Verdun ist nicht gefallen. Wir wissen von nichts.

Da stecken denn die Leute die Köpfe zusammen und brummen noch was, gehen dann aber nach Hause, so daß die Straße hier leer wird.

Und als ich dann auch nach Hause gehe, da ruft mir so'n Straßenbengel zu: Herr Polizei, Verdun gefallen!

Woher hast du's, Junge?

Bei der Zeitung haben sie's vom Balkon gerufen. Schwabb, da hatte der Bengel aber einen hinter den Löffeln.

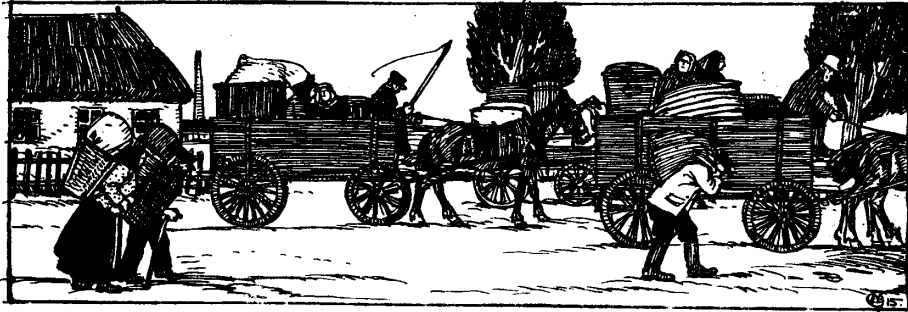
Und nun geh ich hier die Treppen hinauf und freu mich, daß alles



vorüber ist, und da laufe ich Ihnen in die Flanken und gleich heißt's: Verdun gefallen, Herr Klein? Da kann ja 'n Mensch verrückt werden.

Und Mutter lachte so laut sie konnte.

Und als dann Herr Klein eine Treppe weiter hinaufstieg, in seine Wohnung, da brummte er: Soll mich doch mal verlangen, ob meine Frau nicht auch gleich sagt: Na, Vater, ist Verdun gefallen?



Auf der Flucht.

Die Kinder hatten bei Herrn Franke Schule. Es war in der Geschichtsstunde. Und er wollte gerade anfangen und von der Erfindung des Buchdrucks erzählen, da sagte einer: Bitte, Herr Lehrer, erzählen Sie uns doch vom Krieg. Ja, bitte Herr Franke, sagte auch Heini Will, bitte einmal von Ostpreußen. Sie haben uns ja schon einmal gesagt, daß dort ihre Heimat sei.

Herr Franke tat, als wenn er keine Lust dazu hätte, aber dann zog er einen Brief aus der Tasche und sagte: Ich will euch einmal vorlesen, was mein Bruder schreibt. Der ist dort Bauer und hat einen kleinen Hof und zwei Pferde. Er schreibt: Der Landrat hatte bekannt gemacht, daß wir unser Vieh über die Weichsel treiben sollten. Die Russen wollten nämlich kommen, und die sollten doch nicht unser Vieh schlachten. Ich schickte daher meinen Tagelöhner mit den Kühen fort. Vom Hausboden sah ich nun, wie auf der Straße Wagen auf Wagen rollte. Meine Frau trieb auch schon, daß wir packen sollten. Ich zog den großen Leiterwagen auf den Hof, und wir luden nun hinauf, was nur hinaufgehen wollte: Tische, Stühle, Betten und den Küchenkram. Ja, meine Frau hätte wohl am liebsten alles mitgenommen. Aber nun war der Wagen schon voll. Mehr ging nicht hinauf: wir sollten doch auch noch drauf sitzen, und die beiden Pferde sollten

doch alles ziehen. Nun kletterten wir denn hinauf. Die Pferde zogen an. Meine Frau weinte und guckte sich um. Ja, zwanzig Jahre hatten wir nun den Besitz gehabt. Und voriges Jahr war erst die Scheune neu gebaut. Nun hatten wir immer ein Stück Vieh mehr anschaffen können. Und nun fort. Wer wußte, ob wir den Hof wiedersahen.

Wir waren auf der Chaussee. Da fuhr nun ein Wagen hinter dem andern. Da waren lange Leiterwagen vollgepfropft bis obenhin mit dem Hausrat, Kutschwagen mit den großen Koffern neben dem Kutscher. Dort ging ein Mann in der Schubkarre, und seine Frau zog vorne am Strick. Und oben auf den Siebensachen saßen ein paar kleine Kinder. Dort schleppte einer alles, was er hatte, in einem Sack. So zog es daher, Wagen hinter Wagen, alles im Schritt. Und dabei kein lautes Wort: fort! fort! Die Russen können kommen.

Ja, wenn wir erst über die Weichsel sind! Da sind wir geborgen. Die Brücke, die drüber liegt, kann ja gesprengt werden. Da kommen die Russen uns nicht nach. Hier auf der andern Seite treffen wir denn auch unsern Tagelöhner. Er hat die Kühe hier in der Niederung grasen und rasten lassen. Er hat niemand drum gefragt. Es kam auch niemand, der ihn dort fortwies. Wir bleiben hier die Nacht halten. Kalt genug ist's schon. Aber wir liegen dort auf dem Wagen unterm Bettzeug. Es muß gehen. Die Kinder wollen weinen, aber wir drohen: Seid ruhig, sonst hören's die Russen und kommen.

Am andern Morgen machen wir ein Feuer und kochen Kaffee. Und der wird heiß getrunken — da werden wir wieder warm. Und dann werden die Pferde wieder vorgespannt. Und von neuem geht's los. Der Tagelöhner treibt die Kühe hinter uns her. Wieder sind wir in der langen Reihe. Keiner kennt den andern, aber alle haben das gleiche Ziel: fort aus der Heimat. Ab und zu fällt ein Blick auf die Umgebung: das Korn steht noch in Hocken und wartet auf das Einfahren. Aber wer soll's machen? Den ganzen Tag geht's vorwärts, durch Dörfer, Städte — überall das gleiche Bild: alle Leute packen, alle drängen sich in unsere Reihe, und immer länger wird unser Zug.

Und wieder ist's Abend. Dort stehen langgestreckte niedrige Häuser, an der Seite ein himmelhoher Schornstein. Hoffentlich gibt's dort ein trockenes Plätzchen. Ja, es ist eine Ziegelei. Und in einem Schuppen, zwischen aufgeschichteten Ziegelmauern, da findet auch unser Wagen Platz. Wir haben doch wenigstens ein Dach überm Kopf. Ja, meine Frau und die Kinder können sogar wieder in einem richtigen Haus schlafen, dort, wo die Ziegler sonst wohnten. Sie sind ja fort. Wie dankbar sind Frau und Kinder, daß sie das Bettzeug auf den Fußboden legen können. Aber vorher hatten wir uns noch auf dem Küchenherd eine richtige Reismahlzeit machen können.

Am dritten Tag geht's auch weiter. Wieder einen Tag auf der Landstraße. Ich hab' mir's überlegt, es wird das beste sein, wenn ich die Pferde und Kühe verkaufe. Was sollen wir damit in der Fremde anfangen? In Danzig wird's sich schon machen lassen. Und wir hatten Glück: dort war gerade wieder Pferdemusterung. Ich bot meine Pferde an und — war sie los. Langsamer ging's ja mit den Kühen. Aber es dauerte keine acht Tage, und auch sie waren verkauft. Den Wagen brachte ich in einer Wirtschaft unter. Und nun haben wir uns drei Stuben gemietet. Arbeit habe ich auch schon bekommen. Ich bin Fuhrmann in einem Baugeschäft, und unser Tagelöhner arbeitet im Stadtgarten. — — — — —

Wir können uns noch gar nicht an die Stadt gewöhnen. Dort auf dem Lande hatten wir ja ein ganzes Haus, einen großen Garten, hier nur drei Löcher. Und wenn wir aus dem Fenster sehen, gucken wir auf die kahle Straße oder den dunkeln Hof und sehen sonst doch auf unsere Felder, unser Korn, unser Gras. Und hatten den Stall voll Vieh und haben nun nicht mal eine Katze.

Wie mag's auf unserm Hofe aussehen? Heute weiß ich's. Ich bin dort gewesen. Die Unruhe trieb mich hin. Die Russen wären weg, hatte die Zeitung geschrieben. In unserm Dorf steht fast kein Haus mehr ganz. Überall liegen verkohlte Balken — ab und zu steht noch eine Giebelmauer. Aber die kann auch jeden Augenblick einfallen. Da wird der Schutthaufen noch größer. Und auf unserm Hof ist das Wohnhaus niedergebrannt. Die Decken sind eingestürzt. Keine Wand ist mehr ganz. Die Möbel haben die Russen

hinausgeschleppt, haben die Schlösser aufgebrochen, haben alles entzwei-
geschlagen und die Wäsche zerrissen. Nichts ist da — alles ein großer Stein-
haufen.

Unser Schmied, der hat mir's gesagt, wie sie's gemacht haben. Er war hiergeblieben, weil er eine kranke Frau im Hause hatte, die nicht fliehen konnte. Sie haben ihm auch nichts getan. Nur ihre Pferde hat er beschlagen müssen, den ganzen Tag. Erst haben sie in den Häusern gewohnt. Da haben sie dann die Schränke aufgebrochen und nach Geld und Brot gesucht, haben aber doch nichts verbrannt. Sie wollten ja auch drinnen schlafen. Bis sie dann auf einmal unruhig wurden. Eine Kosakenpatrouille war ins Dorf gesprengt und hatte dem General eine Meldung gemacht. Der hatte seine Soldaten sofort antreten lassen und hatte ihnen etwas gesagt, was, das wußte der Schmied nicht. Und nun waren die Soldaten wie wild gewesen, waren in die Häuser gestürmt, hatten alle Sachen herausgeholt. Einer war von Haus zu Haus gelaufen und hatte mit einem Beil die Fenster eingeschlagen. Ein anderer hatte brennende Feuerwerkskörper in die Stube geworfen. Und es hatte nicht lange gedauert, bis das ganze Dorf brannte. Und dann waren die Russen abgerückt. Bald darauf waren dann die Preußen gekommen und hatten sich nicht wenig gewundert, daß der Schmied noch lebte.

Ja, so schrieb der Bauer. Da bin ich denn nun ärmer als vor zwanzig Jahren, wo ich den Hof anfaßte. Aber meine Frau und ich, wir sind uns einig, wir wollen wieder hin. Aber erst werd' ich noch Soldat. Und dann geht's gegen die Russen.

So las und erzählte der Lehrer. In seinem Auge glänzte es feucht. Der Hof, auf dem er groß geworden war, er lag in Trümmern.

Was ein Verwundeter erzählt.

Heinis Mutter hatte Geburtstag. Sie sagte zu ihm: Geh einmal nach dem Krankenhaus und frage nach Schwester Alma und bestelle einen Gruß von mir und sage, sie möchte mir einen Soldaten zum Kaffee herschicken, am liebsten einen Schleswig-Holsteiner, ich hätte Geburtstag. Heini ging. Und als er nachher kam, brachte er gleich einen Soldaten mit. Der sagte: Ich heiße Kruse. Und dann gratulierte er. Heini hatte ihm schon von Mutters Geburtstag erzählt.

Und dann saßen sie am Tisch. Kruse erzählte, er hätte auch drei Kinder und wohne bei Hamburg und arbeite in einer Baumschule. Und dann sagte die Mutter: Ja, wir sind Landsleute. Mein Mann und ich haben auch schon ein paar Jahre bei Hamburg gewohnt.

Und nachher erzählte Kruse vom Kriege. Gleich am zweiten Tage hatte er sich in Altona stellen müssen. Und dann war ihr Bataillon ins Schleswigsche gefahren. Dierzehn Tage lang hätten sie bei den Bauern im Quartier gelegen, hätten den ganzen Tag immer marschieren und exerzieren müssen, bis sie denn eines Tages in Eckernförde wieder verladen wären. Und nun war's direkt durchgegangen, Tag und Nacht über Hamburg, Bremen, Köln nach Belgien, durch Belgien bis nach Frankreich. Ja, sagte er, wir waren alle etwas enttäuscht, als wir da waren. Die Häuser gefielen uns nicht, sie hatten so wenig Fenster und waren so dunkel. Und drinnen war's so schmutzig. Und die Frauen waren so unsauber und schmierig. Nein, hier ist's doch viel gemütlicher, sagte er und guckte sich in der Stube herum.

Haben Sie denn auch im Schützengraben gelegen?

Ja, sagte Kruse, Junge, meinst du, das wäre schön? Denk dir einen Graben mitten im Lehm. Und nun regnet's hinein, Tag für Tag. Die Wände sind schmierig, sie wollen einsacken. Unten steht alles voll Wasser, alles ein Matsch. Da kannst du dir denken, wie die Soldaten aussehen: von unten bis oben alles voll Schlick. Die Hände, der Mantel, alles ist gelb, im Gesicht sitzen die

Lehmsprißer. Wie so'n richtiger Lippe=Detmold*). Gewiß sind da Pumpen aufgestellt und pumpen das Wasser nach den Franzosen hinüber. Und ganze Baumstämme haben wir in die Gruben geworfen, damit wir trocken drauf standen. Und andere haben sich abends Bündel voll Reisig geschnitten und haben die unter die Füße gelegt.

Ja, wie wir zum erstenmal in den Graben kamen, da haben wir doch Augen gemacht. Es war nachts. Wir kamen aus unserm Quartier, einer alten Scheune. Drei Stunden waren wir marschiert. Da waren wir denn dort, d. h. an einem Wassergraben. Wir mußten hinein, einer hinter dem andern. Das Wasser ging bis ans Knie. Das war also der Schützengraben. Etwas anders hatten wir uns denn den doch gedacht. Und als wir dann erst die Unterstände, unsere Erdhöhlen sahen, da machte doch mancher ein dummes Gesicht. Auch da stand alles unter Wasser. Stroh war nicht da. Die Decke überm Kopf war nicht dicht. Der Ofen war kalt. Wir sagten: Wenn's doch bloß erst hell würde! Liegen konnten wir da nicht. Da sind wir denn in der Nacht im Wasser hin und her getrappst. Natürlich ging das Wasser durch die Stiefel. Und man konnte ordentlich fühlen, wie die Kälte von den Füßen durch den ganzen Körper stieg.

Endlich war's hell. Nun ging's denn an die Arbeit. Zuerst ward der Unterstand denn mal ordentlich befehen. Ein paar Mann holten mit der Schuppe Erde und machten einen Damm, daß das Wasser nicht mehr in unsere Schlafstube laufen konnte. Einige schöpften nun das Wasser aus, das noch drinnen war. An der Decke gab's nichts auszubessern; dann in der Tür, die da lag, waren fingerbreite Ritzen. Dort sickerte das Wasser hindurch. Na, wir stellten einen Eimer drunter.

Das Wasser war nun ziemlich weg. Auch den Schlampamp hatten wir weggekraht, so gut, wie's ging. Aber liegen konnte man da doch noch nicht gut: die Erde war doch zu naß und hundekalt. Ja, wenn wir Stroh gehabt hätten und Holz für den Ofen! Wir machten unter uns ab, daß wir das in der nächsten Nacht holen wollten, d. h. wenn uns die Franzosen in Ruhe

*) Lippe-Detmold = Siegelarbeiter.

ließen. Sie schossen ja immer, den ganzen Tag. Aber wir waren ja tief in der Erde, da konnten sie uns ja nicht treffen. Höchstens, daß sie mal zufällig in eine Schießscharte schossen, wo just ein Wachtposten stand. Aber meistens ging der ja auch seine zehn Schritte auf und ab und war so auch geschützt.

Und die Kanonen, Herr Kruse?

Ja, Junge, die Schrapnells, die schlagen immer von vorne ein. Und da sind wir ja durch den Erdwall geschützt. Am schlimmsten ist's mit den Granaten, wenn die gerade mal in den Graben hineinfallen. Dann fliegen die Brocken. Aber die Franzosen haben ja zu viele Blindgänger; ihr Pulver ist ja zu schlecht.

Kommen sie denn nicht manchmal nachts und wollen stürmen?

Sehr selten. Da sind ja vor unsern Wällen noch die Drahtverhaue, lauter Zäune aus Stacheldraht, fünf, sechs Reihen hintereinander und auch noch kreuz und quer. Da kommen sie nicht durch. Das müssen unsere Posten hören. Dann geben sie Feuer, und wir andern kommen aus unsern Unterständen und pfeffern auch dazwischen.

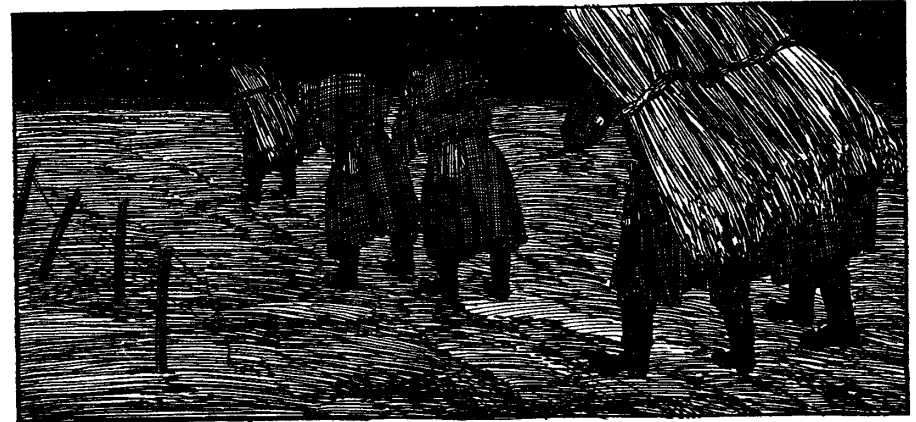
Wie wurde es denn nun eigentlich mit dem Bettstroh, Herr Kruse? fragte die Mutter.

Ja, richtig. Ein paar Mann von uns schlichen sich dann im Dunkeln ins nächste Dorf. Das war nicht so einfach. Immer wieder schossen die Franzosen Leuchtkugeln. Da konnten sie genau sehen, was sie vorhatten. Aber dann warfen wir uns schnell nieder. Es glückte aber. Wir kamen durch und fanden bald im Dorf Stroh und Kohlen. Ein paar Säcke Kohlen, ein paar Bund Stroh auf dem Rücken, so gingen wir wieder in unsere Gräben. Und nun dauerte es nicht lange, da lag das Bettstroh auf dem Erdboden. Und der Ofen brannte. Und wir lagen da herum. Ein paar Zeltbahnen hingen vor dem Eingang. Eine Kerze stand auf dem Hals einer Bierflasche. Und wir rauchten und erzählten uns von zu Hause. Und bald klappien wir auch die Augen zu. Möchten sie draußen noch so sehr ballern, — wir hörten nichts davon.

Sind Sie da dann auch verwundet worden?

Ja, sagte Kruse, ein paar Tage später. 48 Stunden lagen wir im Schützengraben, und dann ging's wieder 48 Stunden lang ins Quartier.

Und da, auf dem Rückmarsch, wir waren schon ein ganzes Stück vom Graben fort, da bekam ich den Schulterchuß. Ich merkte nicht viel davon, es war, als wenn ein Floh ordentlich sticht. Aber als ich dann hinguckte, da waren meine Finger so klebrig, und als ein Kamerad mit der Taschenlampe leuchtete, da war's Blut. Da hat mich dann gleich ein Kamerad verbunden. Und ein anderer trug meine Sachen. Ja, und dann bin ich erst nach dem



Verbandplatz gekommen und dann ins Kriegslazarett und liege nun schon drei Wochen in Hagen.

Sieh, Junge, das Loch kannst du noch sehen, das die Kugel gerissen hat im Rock — hier ging sie hinein, auf dem Rücken wieder hinaus.

Haben Sie denn jetzt noch Schmerzen? fragte die Mutter?

Ach nein, sagte Kruse. Bloß wenn ich den Arm hochhebe. Nächstens kriege ich wohl ein paar Tage Heimaturlaub, und dann muß ich mich wieder in Altona bei meinem Regiment stellen.

Als dann aber die Uhr sechs schlug, da sagte Herr Kruse: Meine Zeit ist abgelaufen. Heini brachte ihn wieder ins Lazarett zurück. Und Kruse sagte: Am nächsten Freitag, wenn Besuchsstunde ist, dann suche mich nur mal auf. Ich liege auf Zimmer 15.

R-Brot.

Mutter, guck schnell mal aus dem Fenster, sieh mal alle die Leute drüben vor Bäcker Lüddens Haus. Was da wohl los sein mag?

Die Mutter guckte aus dem Fenster und sah den ganzen Bürgersteig voll von Leuten, Frauen und Kinder. Einige standen in der Tür, die in den Laden führte. Die schien noch nicht offen zu sein.

Die wollen wohl alle Brot holen, meinte die Mutter. Es hat ja in der Zeitung gestanden, daß es morgen Brotkarten gibt. Da wollen sie sich noch vorher mit Brot versorgen, die dummen Menschen. Als wenn das Brot nicht alt und trocken würde. — Heini aber rief: Ich will doch schnell mal gucken. Und schon war er unten. Bäcker Lüddens macht gerade die Tür auf. Da drängten die Leute alle hinein: der ganze Laden war auf einmal voll.

Und der Bäcker konnte gar nicht so schnell das Brot vom Bord herunter-langen. Seine Frau und der Geselle mußten helfen. Und wenn die Leute nun wieder aus dem Laden wollten, konnten sie's nicht; denn draußen drängten andere immer noch in den Laden hinein. Da gingen die, die das Brot hatten, vom Laden in die Ebstube und dann durch einen langen Flur über den Hof und von da nach der Straße. Das war eige ganze Reise. Aber es sah doch spaßig aus, wie hier ein langer Zug ins Haus zog, dann durch den Toreingang wieder zurückkam.



Als Heini zurückkam, war der Kaffeetisch fertig. Da lag das Kriegsbrot. Ja, eigentlich schmeckt's noch viel zu gut, meinte die Mutter. Wenn's noch bitter schmeckte, dann wüßte man doch auch, daß Krieg wäre.

Heini wußte wohl, warum es Kriegsbrot hieß. Der Lehrer hatte davon in der Schule gesagt: es wäre Kartoffelmehl drin. Denn am Roggen- und Weizenmehl müßte gespart werden. Es wäre noch lange hin bis zur neuen Ernte. Und wenn wir nun immer noch so viel Brot äßen, wie früher, dann freuten sich die Engländer. Da würde es nicht lange dauern und wir hätten kein Mehl mehr und müßten Frieden schließen. Jungs, sagte er, wer sein Brot nicht aufißt oder es wegwirft — dem geht's schlecht.

Nachmittags war nun ein Hilfspolizist gekommen und hatte die Brotkarten gebracht. So, nun wußte jeder, wieviel Brot er am Tage essen durfte: gerade ein halbes Pfund. Mehr gab's einfach nicht; denn er hatte nicht mehr Karten. Und wer keine Karten hatte, der kriegte auch kein Brot.

Heini kam das doch ein bißchen merkwürdig vor. Sonst hatte er morgens zum Kaffee schon ein paar Schnitte gegessen, hatte auch ein paar mit in die Schule genommen. Und nachmittags wieder zum Kaffee und abends noch einmal. Und oft in der Zwischenzeit hatte er noch die Mutter gequält: Gib mir doch noch ein Stück Brot!

Ja, nun müssen wir uns einrichten, sagte die Mutter. Das Brot wird zugeteilt. Wir wollen doch einmal sehen, wieviel eigentlich ein halbes Pfund Brot ist. Sie hat die Küchenwaage geholt und hat die Brotscheiben draufgelegt: vier und eine halbe Schnitte, das war ein halbes Pfund. Verteilen kannst du dir sie selbst auf den Tag.

Heini zog ein schiefes Gesicht, aber es nützte nichts. Nachmittags nur eine Schnitte Brot zum Kaffee, das paßte ihm nicht. Und er meinte: Auf eine Schnitte wird's doch wohl nicht ankommen.

So, meinst du? Und wenn nun Kleins und Müllers und Schröders so sagen und die ganze Stadt und unser ganzes Land, was dann? Da dauert's nicht lange und wir haben Hungersnot. Nein, mein Juuge, hier wird nicht gehandelt. Es ist ganz gut, daß du auch mal kennen lernst, was der Krieg alles mit sich bringt.

Wie Heinis Onkel das Eiserne Kreuz bekam.

Es ist der Bruder von seiner Mutter. Der ist Lehrer bei Berlin und hat nun seiner Schwester, Heinis Mutter, einen langen Brief geschrieben, wie er das Eiserne Kreuz kriegte.

Es sollte festgestellt werden, was für Feinde die Deutschen eigentlich vor sich hätten, ob Franzosen oder Engländer. Das wußten sie bisher nicht. Eine Patrouille sollte das untersuchen. Und Onkel Karl hat sie geführt. Er schreibt:

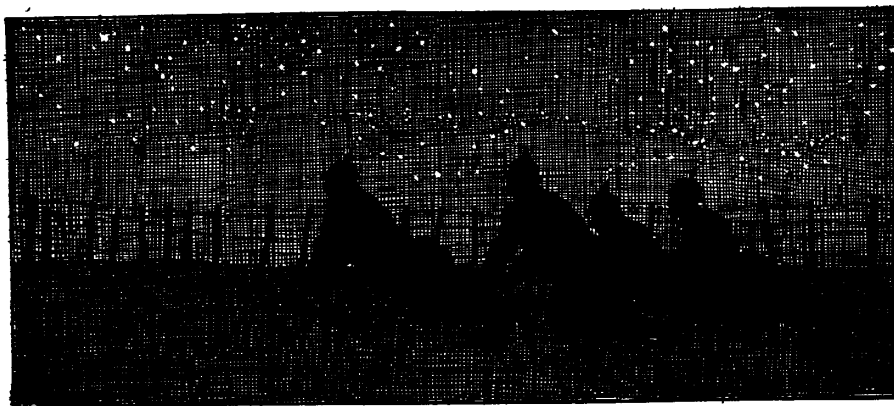
Ich meldete mich freiwillig, behielt mir jedoch vor, Leute selbst auszuwählen; drei Leute genügten. Ich nahm einen Sähnrich, einen Hornisten und einen Reservisten. Ich wußte von den dreien, daß man sich unbedingt auf sie verlassen könne. Es dunkelte. Die Uhr zeigte $\frac{1}{2}7$. Der Mond, das wußte ich, würde erst gegen 11 Uhr aufgehen. Der Himmel war sternklar. Scharf hob sich der große Bär von dem tiefen Blau ab. In seiner Nähe zeigte der Kriegskomet seinen prachtvollen Schweif. Wir hatten alles Hindernde abgelegt: Tornister, Koppel. Das Gewehr genügte uns; in den Taschen ruhten ein paar Ladestreifen Patronen. Ich hatte außerdem meinen Revolver zu mir gesteckt.

Fertig? — Jawohl, Herr Feldwebel! — Also los!

Vorläufig konnten wir sicher sein. Die Posten unserer Linie lagen noch vor uns. Wir passierten eine Horchpatrouille. Vor uns links eine Chaussee, dahinter Wiese. Lautlos ging's vorwärts, immer noch im schnellen Schritt. An den Kugelbäumen vor uns sollten Grenadiere stehen. Noch war's ungefährlich. So kamen wir an ein Rübenfeld. Da — rechts auf der Chaussee — Stimmen. Wir knien. Gewehr fertig. Die Stimmen nähern sich. Doch das kann kein Feind sein. Endlich hören wir auch deutsche Laute. Halt, wer da? — Hier 6/2! tönt es zurück. Wir gingen auf die Grenadiere zu. Ich sagte ihnen meine Aufgabe und erfuhr, daß schon eine Patrouille der Grenadiere vorgeschickt worden sei. — Aus dem dunklen Gebüsch hob sich ein ein-

faches, aus zwei Stäben zusammengebundenes Kreuz hervor. Klein, unscheinbar, zu uns aber laut redend von einem, der still seine Pflicht gegen sein Vaterland erfüllt hat. Unwillkürlich fragte ich mich: Wirst du bald ebenso ruhen in fremder Erde? Wer weiß es! Doch: der bisher geholfen, wird auch weiter helfen, wenn es ihm wohlgefällt.

Die Grenadierpatrouille blieb im Schatten der Bäume. Wir nahmen das Gewehr in die Rechte und schlichen an den Straßenrändern vor. Längs der Straße waren Grasnarben, auf denen unser Tritt erstarb. Rechts ein



Rübenfeld, links eine eingezäunte Wiese. In dem Rübenfelde hatten bisher sämtliche von uns vorgetriebenen Patrouillen Feuer bekommen. Also Vorsicht! Achtung auf das Rübenfeld! Langsam ging's weiter: 20 Schritte geräuschlosen Gehens bei gespanntester Aufmerksamkeit, dann längeres Warten, kniend oder liegend. Die Augen bohrten sich in die Dunkelheit hinein und vermögen doch nicht weiter als 20 Meter zu sehen. Die Ohren versuchen das geringste Geräusch aufzunehmen. Weiter! 5, 6 Schritte — ein Zögern, Lauschen — 7 Schritte. Halt! Was ist das? Hockt dort nicht jemand zwischen den Rüben? Schon liegen wir glatt auf der Erde. Gegen den etwas helleren Himmel hebt sich 10—15 Meter von der Straße zwischen den Blättern der Rüben scheinbar der Kopf eines Menschen ab. Langsam ver-

strichen die Minuten — nein, er bewegt sich nicht. Also wohl ein überragendes Blatt. Weiter! So dringen wir bis zu einer Weggabel vor. Links ist Wald, rechts dehnt sich weiter das Rübenfeld aus. Der Winkel selbst zeigt Stoppel, durchwachsen mit Klee. Wohin nun? Durchs Rübenfeld? Nein! Dort würde ich auch nicht weiter kommen als andere Patrouillen. Am Walde entlang? Auch nicht. Denn dort ist eine feindliche Postierung festgestellt. Also gehe ich auf dem Stoppelfelde vor. In jedem Falle muß ich ja auf die feindliche Linie stoßen. Der glatte Boden der Stoppel gewährt gute Beobachtung, der Klee dämpft die Schritte, wenngleich die brechenden Stoppeln unvorteilhaft sind. Weiter! Wieder und immer wieder muß ich dieses einfache Wort brauchen. Es gewinnt aber nach und nach eine hohe, unheimliche Bedeutung: treibt es doch mich und meine drei Begleiter immer weiter dorthin vor, wo hinter jedem Stein, jedem Strauch der Tod lauern kann. 500 — 600 Meter ist der feindliche Schützengraben entfernt, hatten die Grenadiere gesagt. 400 Meter müssen wir zurückgelegt haben. Jeden Augenblick muß der Zusammenstoß erfolgen. Also doppelte Vorsicht! Immer kürzer werden die Strecken, die wir zusammenhängend durchschleichen, immer länger die Horchpausen. Dunkel, fast schwarz liegt der Boden vor uns, tiefblau hängt der sternglühende Himmel über uns. Ich schaue einen Augenblick rückwärts, hin zum Polarstern, um mich über den Rückzug zu orientieren. Eine Sternschnuppe zieht ihre leuchtende Bahn. Blikartig taucht der Gedanke empor, wie ein Gebet empfinde ich ihn: Kommst du zurück zu Weib und Heimat? Wer weiß?

Weiter! Vor mir taucht ein dunkler Fleck auf. Im Augenblick liege ich glatt auf der Erde. Gespannt lausche ich. Nichts zu hören, zu sehen nur scheinbar ein Erdhäufen. Hat er eine Bedeutung? Liegen Feinde dahinter? Wenn, dann können es höchstens zwei sein. Ich pfeife dem Spielmann. Rausch, wir stürzen so schnell wie möglich auf den Häufen zu. Ist Feind dahinter, nicht schießen! Nur mit dem Kolben, am besten würgen! — Los! Wenige Sätze genügen, wie Katzen kommen wir uns vor. Die Augen wollen sehen, sie quellen fast aus den Höhlen. Ein Strohhäufen! Ein paar hastige Griffe — nichts dahinter. Jetzt sehen wir's genau: es ist eine Mandel

Weizen. Doch vor uns liegen nun überall solche Häufen; an keinem dürfen wir achtlos vorüber. Hinter jedem kann ein Schuß aufblitzen. So wie wir den ersten untersucht, werden auch die anderen durchstöbert. Ein schnelles, doch lautloses Drauffstürzen, ein gieriges Durchsuchen, und jedesmal — denn hinter keinem fanden wir einen Feind — ein erlösendes Aufatmen, eine Lösung der Spannung. Endlich hören die Mandeln auf. Gott sei Dank! Jetzt liegt blanke Stoppel vor uns. Nichts vom Feinde! Sonderbar. Wir müssen aber doch unmittelbar vor der feindlichen Stellung stehen. Also weiter. Wir gleiten, huschen wie Schatten vor. Bald liegen wir, bald knien wir. Die Hände legen sich an die Ohren. Sst! Der Spielmann gab das Zeichen. Er rutscht zu mir heran. Herr Feldwebel, rechts Stimmen im Rübenfeld. Ich horche. Es scheint so, wie mein Begleiter sagt. Da, ein Schuß! Doch er galt nicht uns, und dann, was kümmert uns ein Schuß! Aber links in ziemlicher Entfernung höre ich deutlich das Aufschlagen eines Spatens auf Holz. Ein heller, metallischer Ton. Dort wird geschanzt. Links? Dann müssen wir dicht vor dem Feinde sein. Noch weiter links, 600—800 Meter am Tale, hallen Schüsse. Lebhaftes Feuer. Doch nicht Schützen-, nur starkes Patrouillenfeuer. Auch das geht uns nichts an. Noch ist kein Schuß auf uns abgegeben worden. Weiter!

Doch im nächsten Moment liege ich wieder auf dem Bauche. Wie vorhin, 15 Meter vor mir, ein einzelner Häufen. Halblinks aber ein Wall. Schützengräben? Wer weiß?! Vorsicht! Weiter! Da laufe ich gegen Draht. Schnell liege ich. Auch die andern fallen lautlos nieder. Ich taste. Drahtverhaue, $\frac{1}{2}$ Meter hoch; dicht dahinter der einzelne Häufen. Was tun? Lange liegen wir. Kein Laut. Zurück? Nein. Jetzt beginnt erst unsere Aufgabe. Also: Weiter! — Rausch, hier mein Gewehr! Wie eine Schlange gleite ich unter dem Draht durch. Dann ein Satz, und ich stehe vor einem leeren Schützenloch. Die andern folgen. Links ist der Schützengraben. Was nun? Kurze Beratung. — Ich gehe jetzt, als ob ich Freund wäre, hinter dem Graben entlang! Aufpassen! Innerlich fürchterlich aufgepeitscht, äußerlich ruhig, gehe ich schnell seitwärts. — Leer! Meine Brust arbeitet. Ich winke die andern zu mir. — Aber was ist hinter diesem Graben? Es kann unmög-

lich die Hauptstellung sein. Er ist nachlässig gearbeitet. Unsere Aufgabe ist noch nicht erfüllt! Weiter! Wieder gehen wir wie Katzen vor. Aber kaum sind 10 Meter zurückgelegt, so hebt sich wieder ein Wall vor uns auf, dunkel, fast wie Wald. Oder ist's Wald? Doch nein, dazu ist die Krone zu gleichmäßig und auch zu regelmäßig unterbrochen durch viereckige Erhöhungen. Weiter! Fünf Schritt sind durchschlichen. Es muß die Hauptstellung des Feindes sein. Eine Weile überlege ich. — Ich gehe heran. Verhalten Sie sich ganz ruhig! Aufrecht schreite ich schnell vor. Mein Ziel ist eine Erhöhung der Böschung. Im Notfall kann ich mich dahinter verbergen. Jetzt stehe ich davor. Was ist das? Zwei Schießscharten starren mich an. Rasch springe ich seitwärts und werfe mich hinter die Brustwehr. Fest angeschmiegt liege ich da. Nichts rührt sich. Ist der Graben unbefestigt? Die drei kommen langsam heran. Kein Schuß! Vorsichtig hebt sich mein Kopf über die Brüstung: kein Mensch drinnen zu sehen. Im schmalen Gange liegen Pflöcke und Draht. Auf der Rückenwehr Büchsen und Flaschen. Ich gehe hinein! Vielleicht ist er verlassen! Ich rutsche über den Erdaufwurf. Jetzt sitze ich oben. Kein Laut. Meine Linke tastet nach der Rückwand des Grabens. Da rollt der harte Lehm herunter und schlägt laut auf Blech auf. Nun bin ich verraten! — Aber nichts regt sich. Ein kurzer elastischer Sprung — ich stehe im feindlichen Schützengraben. Ich lausche wieder. Nichts. Nur links daselbe lebhafteste Patrouillenfeuer. Der Kopf des Fähnrichs hebt sich schwarz über die Brustwehr. Schritt vor Schritt schreite ich den Graben entlang. Er windet sich schlangenartig hin. Prachtvolle Stellungen, großartige, dickdeckige Unterstände mit Schießscharten. Das Stroh ist vollständig frisch. Doch niemand zu sehen! Ich schreite weiter vor. Jeden Augenblick kann ich einem Feinde gegenüberstehen. Ich denke an meine Frau. Wird' ich dich wiedersehen? Mein Herz arbeitet rasch. Die Hand aber ist ruhig. Im nächsten Augenblick krallt sie sich vielleicht in den Hals eines Ahnungslosen. Weiter — da, in diesem Unterstand etwas Dunkles. Wahrscheinlich ein Schlafender! — Ich stehe ganz still. Im Halse fühle ich den Pulsschlag. Jetzt entscheidet sich alles! Zentimeterweise nähert sich meine rechte Hand dem dunklen Gegenstande. Jetzt berühren ihn die Fingerspitzen:

eine Decke oder Mantel ist es. Liegt einer darunter? Vorsichtig drücke ich darauf. Da fühle ich Stroh darunter. Mit einem Ruck reiße ich die Decke an mich. Nichts rührt sich! Schlaff hängen meine Hände am Körper herab. Ich muß mich anlehnen. Habe ich einen Mantel in den Händen, dann weiß ich auch das Regiment! Nun zurück! Schnell ein paar Papierfetzen aufgehoben. Hoffentlich ist ein Briefumschlag mit Adresse dabei. — Fähnrich, Ihre Hand! Mit einem Ruck zieht er mich aus dem Graben heraus. Er hat eine Konservenbüchse aufgehoben; auch diese kann uns dienlich sein. —

Nun geht es zurück. Wir sprechen ziemlich laut. Bald haben wir das Drahthindernis hinter uns. Ohne große Vorsicht durchschreiten wir den Weg, den wir gekommen sind. Die Grenadiere werden über das Erkundete aufgeklärt. Sie schütteln ungläubig die Köpfe. Doch der Decke müssen sie glauben.

Meine Meldung wird vom Major gut aufgenommen: Eine vortreffliche Meldung. Ich werde dafür sorgen, daß sie an höherer Stelle gewürdigt wird! — Ein Zusammenschlagen der Hacken, und ich gehe mit der eroberten Decke an meinen Platz im Schützengraben.

Am nächsten Tage wurde diese Patrouille laut Bataillonsbefehl öffentlich belobt. Ich hatte zwar keinen Mantel gefaßt, doch auch die Decke genügte. Sie trug die Inschrift: „29989 Saup 1912 Campement.“ Also französische, nicht englische Besetzung! Ferner war durch die Patrouille festgestellt worden, daß der Feind seine Stellung mit nur schwachen Kräften hielt; denn sonst wäre das Geleistete unmöglich gewesen.

Soeben erhalte ich die Nachricht, daß mir das Eiserne Kreuz verliehen worden ist.

unterwegs und wollte uns einfangen. Nun sollten wir leise zurückgehen, und wenn die Russen dann kämen, hätten wir sie angeschmiert.

Als es dunkel war, zogen wir leise ab. Bis an die Fußknöchel wateten wir durch den Dreck. Große Löcher waren im Weg, oben voll Wasser. Jeden Augenblick stolperte einer und fiel hinein. Unsere Artillerie schoß hinter uns – die Russen sollten nichts merken, daß wir uns auf die Socken machten. Wir jappten und pusteten immer zu, nur immer zu, guck bloß zu, daß du nicht fällst! Die Pioniere sprengten schon die Eisenbahnbrücke in Ruda, die Eisenstücke brummt über unsern Kopf weg – wie duckten wir uns! Nachts um zwei Uhr kommen wir in Grajewo an. Die Luft war höher geworden. Der Wind war kalt, als wir dort draußen vor der Stadt mit unserm nassen Buckel halten müssen. Das erste Bataillon bleibt auf Vorposten, hieß es. Ich gehöre dazu. Na, also die dritte Nacht draußen. Wir fangen an zu wühlen in einer langen Linie Schützengräben. Da werden wir warm. Und dann legen wir uns auf eine Stunde unten an den Grund hin und drufeln ein bißchen. Aber bald ward's uns zu kalt. Es fehlte ja das Stroh.

Morgens kommt der Brigadekommandeur in die Stadt und hinter ihm unser zweites Bataillon, und die 31-er, auch die Artillerie. Und unsere ganze Brigade besetzt eine Reihe Berge südlich der Stadt. Und wieder werden Schützengräben gebaut. Gut ist's, daß wir unsere Feldküche und heißen Kaffee bei uns haben. Ein Stück Kommisbrot hatte ich noch, auch noch ein Stückchen Schinken, das meine Frau mir geschickt hat. Wie das schmeckte! Das Stück ist zu klein, ich kann nichts abgeben. Und mancher Kamerad hatte nicht einmal Brot mehr; denn unsere Bagage war vor uns nach Ljad gefahren. Meine Kompagnie bleibt am Vormittag in der Reserve hinterm Berg liegen. Die 31-er können auch einmal arbeiten! Wir bauen uns kleine Schußwälle gegen Regen und Wind. Und als es nun Mittag wird, und die Feldküche uns gerade Erbsensuppe bringt, da ballern mit einemmal sieben russische Kanonen los. Die Granaten schlagen auf dem Berge ein und fliegen auch nach unserer Deckung hin. Unsere Küche kraht schnell aus. Und wir tauchen in einem Erdloch nieder und liegen mausestill: die Artillerie hat's Wort. Die deutschen und russischen Kanonen suchen sich und wollen einander in Grus

91
und Mus schießen. Ein paar Stunden lang dauert die Schießerei. Wir bekommen wohl zehnmal sieben russische Granaten hingepfeffert. Die schwappten nur so in den nassen Grund hinein. Aber gut war's, daß die meisten davon nicht platzten. Niemand wurde von unserer Kompagnie verwundet. So kam denn wieder einmal der Abend. Und es ward dunkel und



wir holten schon Stroh, wo wir draußen drauf schlafen wollten, als der Befehl kam, daß wir zurückgehen sollten. Dann soll der Russe hinter uns herziehen. Und unsere Soldaten sollen dann irgendwo Luft bekommen und ihn dort eklig verhauen.

Na, da marschieren wir eben wieder. Es ging aber nicht nach Ljad, wie wir uns dachten. Wir gingen nach Rangrod. Da hatten wir denn eine schöne Chaussee, so schön, wie ich sie in Rußland noch nicht gesehen hatte. Ich

war mit fünf andern Mann nach der Küche kommandiert, die sollten wir begleiten. Zwei Kompagnien von unserm Bataillon kriegten ihre Küchen nicht heraus aus Grajewo. Und sie haben's nachher am Magen gespürt.

In den Straßen Grajewos war ein ganz tolles Gedränge: Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Maschinengewehre, Pioniere und dann noch dazu bei jeder Truppe der lange Schwanz von Fuhrwerken. Alle kamen in Reihen herangezogen, und alle wollten nach der Chaussee hinauf. Da waren manchmal drei Reihen von Wagen auf der Straße, und keine wollte warten. Und dann die mürrischen und knupperigen Straßen in der Judenstadt! Wie sollten wir uns nur mit unserer Küche durch den Troß finden. Weg da mit der Goulaschkanne! Was will der alte Schmalzkessel! So riefen uns die Fuhrleute auf ostpreussisch, brandenburgisch und holsteinisch zu. Wir ließen uns aber nicht aus der Reihe herauschubsen. Zuletzt kamen wir denn auf die Chaussee und nach einer Brücke, wo die Pioniere schon das Pulverloch stopften. Wir holten tief Atem, als wir erst drüben waren. Nun war unsere Küche gerettet. Die letzten sind Hals über Kopf über die Brücke gekommen. Sie hatten gehört, daß sich die Russen in den Häusern versteckt hätten und von dort schossen. So ist denn eine Küche kopfüber ins Wasser hineingeflogen, einige Kavalleristen sind hineingesprungen. Auch die Artillerie hat dort ein paar Wagen verloren, — aber das war auch alles. Unsere Maschinengewehre ballerten noch ein paar Salven in die Stadt hinein. Und ruhig zog unsere Division auf der Chaussee weiter. Mit einemmal gab's einen Knall! Die Pioniere hatten die Brücke in die Luft gesprengt. Auch die Telegraphenpfähle wurden abgeschlagen, und der Draht lag überm Chausseegraben.

Nachts um zwölf Uhr hielt unsere Brigade auf der Chaussee bei einem Gutshof. Auf beiden Seiten der Straße wurden Schützengräben gebaut. Das war nun die vierte Nacht. Und es war kalt, auf den Straßenplätzen lag Eis. Ich blieb bei der Küche und zapfte mir einen Becher Kaffee ab. Der wärmt doch ein bißchen! Was wohl unsere Kameraden morgen früh sich freuen, wenn sie sehen, das wir die Küche glücklich hergebracht haben. Im Chausseegraben liegen zwei dicke Balken dicht beieinander. Dazwischen leg

ich mich nieder. Ich will schlafen. Nach zehn Minuten aber komme ich hoch, es ist zu kalt. Ich laufe eine Viertelstunde auf dem einen Balken auf und nieder, auf und nieder. Die Füße wollen nicht warm werden, und Hunger spüre ich auch. Ich habe bloß noch eine Kruste Brot, die will ich bis morgen verwahren. Ich wärme mich an dem warmen Kaffeekeßel. Was ist das? Da sitzt einer von meinen Kameraden auf einem Chausseestein und hat die Hände vor den Augen und schluchzt mit einemal auf und wischt sich die Tränen aus dem Vollbart. Denkt er an Haus und Hof, Frau und Kinder? Es dauert aber nur einen Augenblick, da kommt er mit einem Ruck hoch: Kamerad, hast du nicht 'ne Pfeife Tabak? Er kriegt Tabak für zwei Pfeifen. Ich schleiche nach einem Stall hin, wo die Pferde stehen vom Brigadestab. Da hocke ich mich nieder, nehme ein bißchen Heu unter die Füße und drusel ein wenig.

Morgens um vier Uhr geht der Marsch wieder los. Es ist gerade der erste Oktober. Und es wird ein langer Marsch, den ganzen Tag, bis es dunkel wird. Es geht über Rangrod, einer kleinen Stadt an einem schönen See und fernen Wäldern. Und um den See geht's herum nach der deutschen Grenze hin. Eine Zeitlang läuft der Weg an der Grenze entlang, über freies Feld, so daß es aussieht, als wenn die Felder zu beiden Seiten einem Herrn gehören. Links vom Weg ist ein metertiefer Graben. Daran entlang läuft der Weg. Auf der andern Seite leuchtet eine Reihe weißer Grenzsteine. Nach einer Stunde biegt der Weg bei einem Grenzhaus über die Grenze, und mit einem Hurra marschieren wir nach Deutschland hinein. Da stehen denn auch schon Frauen und Kinder am Wege und bringen, was sie haben: Milch und Kaffee, Äpfel und Birnen, Eier und Brot, auch wohl einmal eine Zigarre. Wer Glück hat, bekommt was ab. Wie habe ich nach einer Kruste trockenem Brot gelangt und nach einem paar Birnen, und wie hat das geschmeckt!

Wieder gehts in tiefen Wegen weiter. Es regnet schon wieder. Um zwölf marschierten wir über die Grenze, um fünf Uhr kamen wir nach dem großen deutschen Dorf Borznmnen. Großes Dorf? Ja, aber alles war niedergebrannt, alles war ausgeplündert. In Rußland war alles heil, hier

in Ostpreußen alles niedergebrannt und entzwei. Und die Wut kam wieder über uns, die Wut über die Kosaken und ihre Herren. Ein paar Hütten waren vom Dorf stehengeblieben. Dort hinein mußte sich unser Bataillon quetschen. Wir konnten uns nun ein kräftiges Essen holen aus unserer Feldküche. Unsere russische Feldküche, wie oft haben wir sie gelobt, wie oft! Bei Neidenburg hatten wir sie erobert. Wir aßen uns nun satt und haben dann geschlafen, Mann an Mann in enger Stube auf trockenem Stroh, zugedeckt mit dem nassen Mantel. Zwölf Stunden habe ich geschlafen, und nichts hat mich gestört.

Am andern Morgen früh ging der Marsch weiter nach Norden zu. Dort sollte die Division von Morgen ein Gefecht mit den Russen haben. Wir sollten als Reserve heranrücken. Als wir nahebei waren und dort schon etwas gelauert hatten, da hieß es: von Morgen ist allein mit den Russen fertig geworden. Er hat 3500 Mann gefangengenommen und eine ganze Reihe Geschütze und Maschinengewehre erobert. Er braucht unsere Hilfe nicht mehr. Wir mußten also weiter. Nach Maggrabowa, lachte unser Oberstleutnant, schönes Städtchen. Dreißig Kilometer war die Stadt noch weg, aber man los, man los, man zu, man zu! Da können wir einkaufen, zum Essen, zum Trinken, zum Rauchen. Und wer Winterzeug haben will, wird's dort auch schon bekommen.

Einige von den Kameraden laufen schon wieder nach den Rüben auf dem Feld, auch Runkelrüben haben sie gegessen. Oha, wie haben sie sich nachher den Leib gehalten. Auf der Chaussee kamen uns viele andere Kolonnen entgegen. Wo kommt ihr her?

Von Maggrabowa.

Da wollen wir hin.

Da ist alles voll. Wir haben umkehren müssen.

Was?

Ja, was nun?

Unsere Brigade hielt. Mit der Hoffnung auf ein feines Bürgerquartier war's nun vorbei. Nach einiger Zeit geht's wieder los. Wir biegen von der Chaussee ab. Und es ist schon dunkel als mein Bataillon vor einem Mühlen-

hof anlangt und dort verstaubt wird. Mein Zug kommt auf einen Speicher hinauf. Dort ist Hafer aufgeschüttet, gewiß meterhoch. Da hinein packe ich mich. Gestern und heute haben wir elf Stunden lang marschiert. Und zu essen habe ich keinen Happen. Ich stecke die Süße in einen leeren Haferjack, decke mich oben mit dem regenkalten Mantel zu und schlafe bis an den Morgen. Da wird's mir zu kalt. Ich schütte die Haferkörner aus den Stiefeln, schüttle sie vom Zeug und gehe nach dem Hof nieder. Essen? Heute morgen gib't wohl nichts. Aber sieh, da kommt ein Kamerad, der hat in der Nacht gewacht und hat fünf Brote gebacken. Die reißen sie ihm beinahe aus dem Arm hinaus. Ich kriege einen Knacken ab, und das ofenwarme Brot schmeckt verteuelt zu einem Becher heißem Kaffee aus unserer Küche.

Nun guck, was laufen sie da nach den alten Hütten hin?

Da backen die Weiber Pfannkuchen. Geh man hin. Wir haben uns da die ganze Nacht aufgehalten und gegessen und gebraten.

Ich hin. Und der warme Pfannkuchen, in Schmalz gebraten, wie hat er geschmeckt!

Auf dem Hofe kochen die Kameraden. Metzger haben Schwein oder Rind geschlachtet und das Fleisch ausgeteilt. Zwei von unsern Kompagnien haben ja keine Feldküche mehr, und da müssen die Kameraden denn selbst Küchenmeister spielen. Unser Feldwebel hat auch für Fleisch gesorgt, und nun ruft er die Leute auf einen Haufen zum Kartoffelschälén. Ich bin auch dazwischen. Wir haben schon einen Haufen geschält, da kommt der Feldwebel auf mich zu und sagt: Sie können radfahren, nicht wahr, und schreiben können Sie auch. Wir müssen einen Befehlsempfänger für die Brigade stellen. Haben sie Lust dazu? — Ja. — Dann nur schnell. Den Tornister gebe ich bei der Bagage ab. Die nötigsten Sachen werden in ein Bündel geschnürt und am Rad festgebunden, und dann geht's zum Stab, der liegt in einem andern Dorf. Ich bringe den Befehl zurück, daß unser Regiment gleich abrücken soll nach Maggrabowa und dann weiter nach dem Dorfe Jaschken. Ich setze mich aufs Rad und fahre voraus; denn der Weg ist mir bekannt. In Maggrabowa esse ich mich ordentlich satt, trinke sogar ein Glas Wein und rauche nachher eine feine Zigarre, schreibe nach der Heimat und lebe wie ein

kleiner Herrgott. Als mein Regiment ankommt, fahr ich wieder voraus. In Jäschken muß ich gleich zum Brigadestab und Befehl erwarten. Da haben die Befehlsempfänger eine feine warme Stube, und zu essen gibt's auch genug: unser Oberst sorgte schon für uns. Nachher sitzen wir alle auf einem Haufen, Infanterie und Kavallerie, schwere und leichte Artillerie, Pioniere und Maschinengewehr-Leute und erzählen und erzählen, was wir erlebt und wie wir den Russen verhauen haben. Da wird uns gesagt, unsere Division soll auf acht Tage nach Angerburg. Da sollen wir Ersatztruppen bekommen, die Kranken sollen sich erholen. Es wird aber auch Zeit, nach all den schweren Wochen. Wie wollen wir uns pflegen! —

Es wird Nachmittag, wieder einmal Sonntagnachmittag, und der Sonntag hat uns bisher immer noch wenig Gutes gebracht — da, was ist das? Das war ja Kanonendonner nach Maggrabowa zu. Ja, da sind die Division von Morgen und das erste Armeekorps. Es ward Abend und Nacht, und wir liegen und schlafen schon lange nach dem schönen Ruhetag, da ruft der Adjutant die Treppe hinauf: Die sämtlichen Befehlsempfänger! Wir stolpern denn halb im Schlaf die Treppe herunter in die Stabsstube. Was ist los? Gegen das erste Armeekorps marschieren viele russische Truppen, und unsere Landwehrdivision soll helfen.

Eine Gegend zwischen zwei Seen wird uns gezeigt. Da will der Russe durchbrechen. Und wir sollen ihm da einen steifen Nacken zeigen, wir Landwehrleute. Morgens um zwei schon geht der Marsch los, bei der Stadt Maggrabowa vorbei nach der Grenze zu. Es war ein schöner Weg, den wir machten: Seen überall, dazwischen dunkelgrüne Tannen und helle Birken. Ab und zu lichtgrüne Wiesen zwischen den Tannen. Dazwischen wieder ein Bach. Als Radfahrer fuhr ich hinter meinem Bataillon in aller Ruhe her, stieg auch einmal ab, wenn mir's gerade einfiel.

Beim russischen Grenzhäus hielt das Regiment an. Und nachher ging's langsam weiter von Dorf zu Dorf. Die russischen Wege wurden gleich wieder tief und schlecht. Zuerst kamen wir durch einen Tannenwald, — kein Russe ließ sich sehen. Und als wir auf der andern Seite des Waldes waren, konnten wir weit ins Land sehen. Nach Norden, hinter einem See — das

Bullern der Kanonen hatten wir schon lange gehört — sahen wir, wie unser erstes Armeekorps gegen die Russen feuerte. Sehen konnten wir weiter nichts, als den Rauch von den Granaten und Schrapnells, der plötzlich in der Luft erschien, und Dörfer, die in Brand geschossen waren. Aber keine Haufen von Soldaten, keine Kavallerie-Trupps waren hier zu sehen, wie man's wohl auf Bildern sieht — heute versteckt sich im Kriege alles und am allermeisten die Artillerie. Wir rückten weiter. Zwei russische Dörfer lagen schon hinter uns, und keinen Kosaken, keine Russenmühe hatten wir gefunden. Da kamen wir an ein Dorf, das lag hoch auf einem Ufer, rund herum plätscherte eine Au, und auf der anderen Seite der Au waren grüne Moorniesen, wo die Kühe graßen, wo Gänse und Enten schnabbelten, als wäre nirgends Krieg und Streit. An der Au lag eine Mühle. Da war das Wasser aufgestaut und rauschte über ein Wehr hinweg. Dort zogen ein paar Kompagnien hinüber. Meine Kompagnie watete durch die Au und krappelte sich über einen schmalen Steg hinüber. Drüben stieg das Land wieder an, und dort oben rückten unsere Truppen schon vor. Was sollen wir da? Unsere Offiziere merkten wohl, daß sie schon zu weit gegangen waren. Wir gingen auf dem gleichen Wege zurück und hockten uns hinter dem Ufer hin, wo die Au einen Haken machte und lauerten da nun. Wenn wir über den Berg guckten, sahen wir tausend Meter vor uns ein Tannengehölz. Da saß jedenfalls russische Infanterie drin. Aber zwischen uns und dem Holz war ein Schützengraben, da lag die achtzehner Landwehr drin. Die lauerte wohl, daß wir sie am Abend ablösen sollten.

Es war Nachmittag geworden, und wir hockten da noch. Unsere Artillerie hatte sich hinter uns aufgestellt und ballerte nun über uns weg nach vorne zu. Was nun kommen würde, daß wußten wir schon. Die russische Artillerie dachte, wollt ihr uns kitzeln, dann hauen wir zu. Und es dauerte nicht lange, da kamen die Schrapnells und Granaten angefaust, die unsere Artillerie suchten. Wir kannten die russischen Brummer schon am Saufen — sie heulen viel mehr als unsere. Zi—u—u—u—u— so kamen sie an, und alles duckte sich hinter's Ufer, und dann schlugen sie ein, kurz und barsch: da! Dicht hinter uns war ein Ellerngebüsch und noch weiter zurück lag eine

Moorkuhle. Junge, wie schlugen da die Schrapnells hinein. Manchmal war's, als wenn eine Riesenfaust eine Tonne Steine ins Wasser schmiß, wie klatschte das. Manchmal sauste so ein Brummer auch heil ins Wasser hinein, dann stieg das schäumend wie ein Springbrunnen in die Höhe. Manchmal schlug so ein Ding auch in den Moorgrund hinein und riß dann ein Loch, darin konnten fünf Kerls sitzen. Am großartigsten sah es aus, wenn eine große Granate weiter hinten in den losen Sand hineinfuhr. Dann stiegen Staub und Schmutz wie eine große Rauchwolke häuserhoch in die Luft und senkten sich langsam wieder. Und nachher war da ein Loch in der Erde, da konnten zehn bis zwölf Mann darinnen liegen.

Als es dunkel ward, zogen die Kompagnien nach dem Schützengraben. Stroh ward herangeholt. Das Seitengewehr ward aufgepflanzt. Niemand sollte schlafen, auch nicht laut sprechen oder Licht machen. Wir Radfahrer blieben beim Regimentsstab — da waren auch die Sanitäter — und packten uns hinter einem Berg ins Stroh. Das hatten wir uns schnell aus dem Dorf geholt. In der Nacht pfefferte unsere Artillerie so ab und an zu den Russen hinüber, und einmal hörten wir auch Gewehrfeuer in der Nähe. Wir waren jawohl ein bißchen eingedrusselt, aber ich sage euch, wir kamen flink auf die Beine und hatten ebenso schnell das Gewehr bereit. Es passierte aber weiter nichts. Es war wohl eine russische Patrouille gewesen. Und wir krochen wieder unters Stroh. Morgens, Uhr fünf, als es hell ward, kamen unsere Kompagnien zurück aus dem Schützengraben und legten sich wieder hinters Ufer und lauerten. Nach Norden hin war das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer wieder im Gange. Und die Kanonen bullerten dazu. Würde unser Bataillon heute gebraucht werden? Kam gleich der Befehl zum Vorrücken? Es kamen auch wieder die russischen Schrapnells angesaust. Und diesmal ging's uns nicht so gut, wie gestern. Ein Schrapnell flog mitten in unsere zweite Kompagnie hinein, die da in einem Haufen hinterm Berge lag. Ein Feldwebel und ein Unteroffizier waren gleich tot, — das Kochgeschirr vom Unteroffizier flog hundert Meter seitwärts. Und dann kamen sie auch schon mit den Verwundeten an. Was ich da gesehen und gehört habe, davon erzähle ich Euch nichts. Aber gewundert habe ich mich, wie verschieden

der Schrapnellregen hinschlägt. Zwei Mann von einer Kugel auf der Stelle tot, andere mit schweren Schulter- und Beinschüssen, und einer war da, dem sammelte der Stabsarzt sieben Kugeln aus dem Zeug, und keine Kugel hatte den Mann schwer getroffen. Er hatte lauter Schrammschüsse am Kopf, den Armen, am Leib, und welche Kugeln lagen bloß zwischen dem Zeug.

Nach einer Stunde kam der Befehl, wir sollten über Au und Moorwiesen vorrücken. Und auf der andern Seite der Wiesen lagen wir wieder hinter dem Ufer in Reserve von Uhr neun bis Uhr vier auf einem Fleck und froren bis auf die Knochen. Und dicht vor uns knatterte es immerzu, und über uns heulten und sausten die Schrapnells und Granaten. Da bekam ich mit noch einem Radfahrer den Befehl, zum Abend unsere Feldküche heranzuholen, die war in der russischen Stadt Bakalarzewo. Auf der Fahrt dahin kamen wir bei unserer Artillerie vorbei. Sie ballerte immer zu den Russen hinüber. Eine ganze Reihe russischer Dörfer war schon in Brand geschossen. Sah man genau hin, so konnte man auch wohl Schützen sehen, die vorgingen. Sonst war nach vorne nicht viel zu sehen. Und wir sahen doch weit über ein ebenes Land, und unsere Truppen lagen in einem schweren Gefecht. Aber das Knacken und Knirschen, das Knattern und Sausen war fürchterlich, — und dann die vielen Verwundeten, die zu Fuß oder Wagen zurückkamen. Wer das nicht zu sehen braucht, kann sich freuen.

In Bakalarzewo bei der Bagage sah es anders aus. Da waren welche und schlachteten sich Hühner und Gänse. Bei den Küchen rührten sie in den großen Kesseln herum. Einige hatten auch Ochsen und Schweine geschlachtet. Dort waren Feuerstellen, wo Schmalz und Speck ausgebraten wurden. Einer packte seinen Wagen: Kommißbrote, Käse, Speck, Kisten, Kasten und Säcke lagen da auf einem großen Haufen. Dahinter hockten einige bei einer umgestülpten Tonne und spielten Karten. Und bei einem Markettenderwagen handelten sie für Geld um Zigarren und Zigaretten, um Rum und Kognak und machten dabei einen mächtigen Radau.

Bakalarzewo ist ebenso als Grajewo und Silipowo eine kleine russische Judenstadt voller Wanzen, Läuse und Flöhe, die Straßen ohne Straßenpflaster, oben voller Dreck und Schmutz, die Häuser beinahe alle aus Holz und mit

Stroh gedeckt und in der Mitte liegt der große Marktplatz, in der einen Ecke der Zugbrunnen.

Wir mußten mit unserer Küche einen großen Umweg machen um einen See und kamen erst spät abends im Dunkeln bei der Kompagnie an. Die lag ebenso wie gestern auf dem gleichen Berg im Schützengraben. Ich blieb nachts bei der Feldküche und schlief schön warm auf einem Scheunenboden im Roggenstroh. Morgens, die Uhr war noch keine fünf, fuhr ich schon wieder mit der Küche nach der Kompagnie zurück. Als wir ankamen, waren die dritte und vierte Kompagnie gerade abgelöst und gingen aus den Schützengräben wieder hinter den Berg in Reserve.

Wir waren erst eben da, da fing mit einemmal eine Musik an, die uns den schönen heißen Kaffee bitter machte: Knack—Knack—Knack—Knack—! so ging es. Und die kleinen Maschinengewehrketten piffen uns toll um Kopf und Ohren. Ich sage euch, wir duckten uns schnell und ließen die Kugeln über uns hinwegsausen. Es war eine jämmerliche Lage, und ich war wohl mit meinem Rad am schlimmsten dran. Wie konnten die Russen bloß über den Berg genau auf die Stelle schießen, wo wir lagen? Wir waren baff. Da kam denn auch das Kommando: Einzeln zurückgehen? Ja, das war leicht gesagt. Sollte ich mein Rad im Stich lassen und ebenso wie die andern über den Berg kriechen? Nein, das Rad sollte mit? Ich sprang auf und schob los, den Berg hinauf, hob das Rad über den Schützengraben und pustete weiter wie ein abgehefter Köter. Die Kugeln flogen mir nur so um die Ohren, aber ich hatte mehr Glück, als mancher Kamerad, ich kam heil über den Berg hinüber.

Nicht lange nachher pfefferte unsere Artillerie nach den Knackern da hinten und sie wurden mäuschenstill. Einer von unsern Hauptleuten hatte nämlich ausgekundschaftet, daß die Russen in der Nacht mit ihren Maschinengewehren in ein Haus hineingekrochen waren und nun oben aus dem Dach heraus über unsern Berg schossen. Als das unsere Artillerie erst wußte, war sie mit den Musknackern bald fertig. Aber der Berg dort vor der Au war unsern Führern doch wohl zu heiß geworden; denn unser Regiment ging ein paar Kilometer weit zurück nach dem Dorf hin. Es hieß Sadowina, und da

haben wir denn bis zum 25. Oktober, also fast drei Wochen, in der Verteidigungsstellung gelegen und haben den Russen nicht durchgelassen, wenn er auch Tag für Tag, manchmal auch noch nachts auf uns los wollte und seine großen Brummer uns zu keiner Stunde ganz in Ruhe ließen. Als Schützengräben und Unterstände erst fertig waren und die Pioniere erst ihre Drahtzäune verknottet hatten, war das Leben dort nicht einmal schlecht. Wir wurden gut gepflegt, bekamen jeden Tag Post, und Liebesgaben kamen in Haufen. Ich kriegte einen Posten als Befehlsempfänger fürs Bataillon und mußte nachts wohl einmal mit einem Befehl los, habe auch dann und wann große und kleine Radtouren für das Regiment gemacht, — das tat ich gern — aber meistens saß ich im Trockenen, und auch die russischen Läuse haben mir nichts getan, die mögen mein Blut jawohl nicht.

So, nun habe ich Euch einen langen, langen Brief geschrieben. Auf einmal ging's nicht, ich habe mir die Arbeit auf drei Tage verteilen müssen. Nun seid alle mit Eurem Fräulein herzlich begrüßt, grüßt mir auch Eure Eltern!

Euer Lehrer.

Wenn sie wiederkommen.

Ja, wenn sie wiederkommen, unsere Krieger, so wollen wir ein Fest feiern, wie's noch keins gab. Aus allen Fenstern sollen Fahnen wehen. Am Bahnhof bauen wir hohe Ehrenpforten. Ganz grün wollen wir sie benageln mit Tannenzweigen. Und in die Mitte hängen wir ein Schild: Willkommen. Und überall, in allen Straßen sollen die Häuser mit Girlanden geschmückt sein.

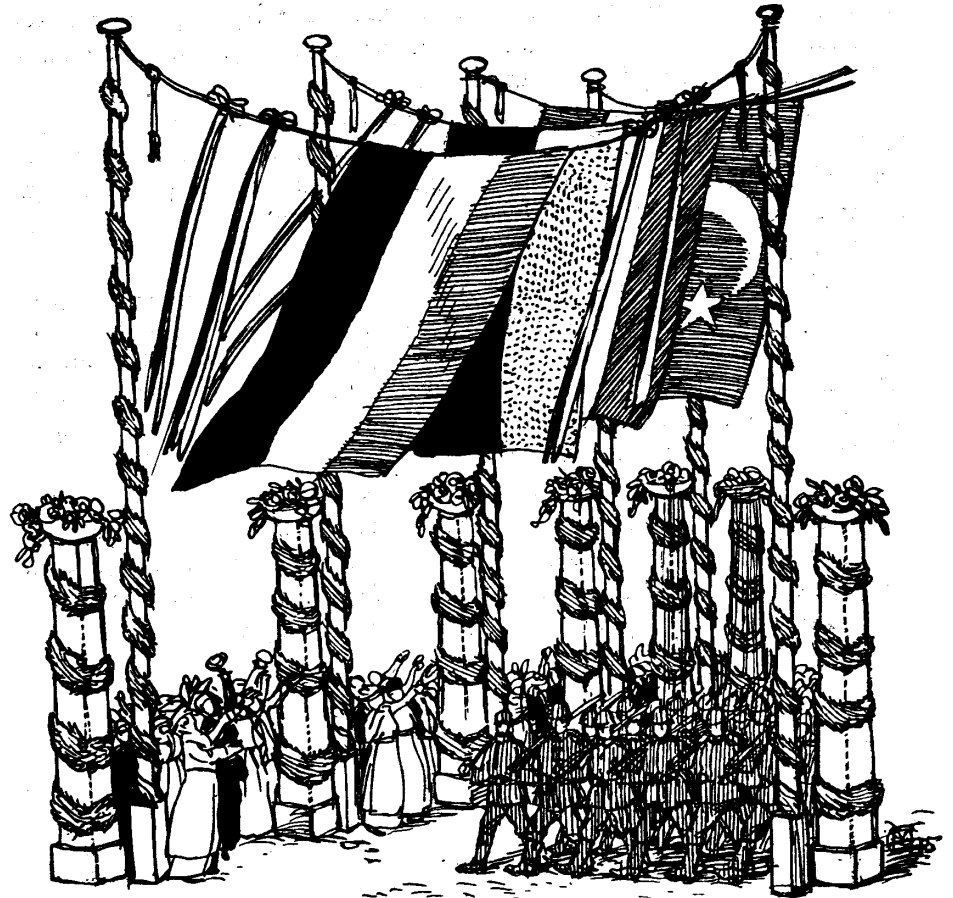
Und dann wollen wir unsern besten Anzug anhaben. Und wollen Säfnchen und schwarz-weiß-rote Schärpen tragen. Und dann gehen wir alle nach dem Bahnhof. Da steht denn auch schon die Städtische Musikkapelle. Und dann hören wir in der Ferne ein Hurra — es wird immer lauter: Sie kommen. Und dann kommen sie aus dem Bahnhof in Reih und Glied und haben den Helm mit Eichengrün geschmückt. Und wir rufen Hurra, und sie schwenken mit den Helmen. Wir werfen Blumen nach ihnen und gucken, ob wir sie noch kennen, und stoßen uns an: Du, da geht Herr Müller, unser Schuster und da unser Lehrer. Und da — und da — ja, wir kennen sie noch alle.

Dann spielt die Musik: Lobe den Herren, und wir singen alle mit. Und der Oberbürgermeister redet, und ein Fräulein in weißem Kleid sagt ein Gedicht auf. Und wieder rufen wir Hurra. Und dann geht's im Triumph durch die Stadt. Und die Soldaten winken mit der Hand nach allen Fenstern hinauf und lachen über das ganze Gesicht. Und die Jungen gehen in die Reihe hinein und marschieren tapfer mit.

Und dann treten sie weg, die Soldaten. Einer geht hierhin, einer dorthin. Und die Frauen weinen vor Freude und haken ihre Männer ein. Und die Kinder hängen sich an die andere Hand. Und dann gehen sie alle nach Hause.

Mutter hat den Kaffeetisch schon vorher fertiggemacht. Da liegt das weiße Tischtuch, da steht in der Mitte der große Kuchen. Der Krieg ist ja vorbei — man darf wieder Kuchen essen. Und Mutter sagt dann: So, Vater,

nun setz dich an deinen alten Platz. Nun laß dir's schmecken. Nun wollen wir dich auch ordentlich pflegen. Und der Junge muß ihm den Stiefelknecht



bringen und die Pantoffeln holen, just wie früher. Und der Vater guckt da und sieht von einem zum andern. Und guckt rund herum in der Stube. Alles

ist ihm so neu und doch so bekannt. Und seine Augen stehen voll Wasser: er kann nichts essen vor lauter Freude. Nein, Kinder, wie seid ihr groß geworden, sagte er dann immer wieder. Beinah hätte ich euch nicht wieder erkannt. Und sie sagen: Ja, und was du für einen großen Bart bekommen hast — du siehst auch so ganz anders aus.

Und nachher, wenn der Kaffeetisch abgeräumt ist, muß der Junge ihm die lange Pfeife bringen. Und wenn die dann brennt, dann muß der Vater vom Krieg erzählen und was er alles mitgemacht hat. Und alle sitzen um ihn herum und hören zu. Und Mutter hält seine Hand und sagt dann: Gott sei Dank, daß du wieder bei uns bist.

Und abends, da sind alle Straßen der Stadt illuminiert. In jedem Fenster brennen die Lichter. Das sieht fein aus: in schnurgeraden Reihen liegen die kleinen Lichtpunkte übereinander in all den Häusern. Und auf den Bergen ringsum brennen die Friedensfeuer. Und ab und zu steigen bunte Raketen in die Höhe und ein bunter Sternenregen fällt zur Erde. Und man hört Kanonenschüsse. Das ist fein.

Aber nicht alle sind wiedergekommen. Manche Frau geht schon lange in Trauerkleidern. Fern von der Heimat starb ihr Mann. Sie kann ihm nicht einmal sein Grab schmücken. Aber die Stadt wird dann allen gefallenen Kriegern ein Denkmal bauen. Und wenn die Leute daran vorbeigehen, sollen sie denken: sie starben für uns, für mich, alle die Tapferen.